

Redaktion: Georg Kremnitz (Leitung), Peter Cichon (Finanzen), Barbara Czernilofsky-Basalka (technische Ausführung)

weitere Redaktionsmitglieder: Max Doppelbauer, Astrid Hönigsperger, Fabio Longoni, Kathrin Sartingen, Heinrich Stiehler, Robert Tanzmeister

korrespondierende Redaktionsmitglieder: Joachim Born, Catherine Parayre, Thomas Widrich

Sekretariat: -

Grafik: Astrid Young

Druck: Berger & Söhne GmbH

Adresse (Redaktion und Bestellung):

QVR-Homepage: <http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

Quo vadis, Romania?
Institut für Romanistik
Universität Wien
Universitätscampus AAKH
Garnisongasse 13, Hof 8
A-1090 Wien

Jahresabonnement: Ausland 18,- € / Österreich 14,- € (inklusive Zustellung);
Selbstabholer 11,- €

Einzelheft: 8,- € (Selbstabholer 6,- €); Doppelheft: 16,- € (Selbstabholer 12,- €)

Bankverbindung: Bank Austria Creditanstalt Wien, Kto.-Nr. 03230 494 100 (BLZ 12000)

IBAN: AT 94 1100 0032 3049 4100; BIC: BKAUATWW

Gedruckt mit Förderung der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der
Universität Wien.

ISSN: 1022-3169

QVR 40/2012

Inhaltsverzeichnis

Präsentation:

Peter CICHON & Robert TANZMEISTER, Wissenschaftssprachen.....5

Artikel:

Georg KREMnitz, Die Anfänge der romanischen Sprachen als Wissenschaftssprachen.....8

Hans GOEBL, *English only*: nichts als Probleme 22

Ulrich AMMON, Die Nischenfächer für Deutsch als internationale Wissenschaftssprache und die Zukunftsperspektiven 39

Bertha M. GUTIÉRREZ RODILLA, El español como lengua de ciencia: pasado y futuro 62

Sandra KUSMIERCZYK & Friedl WEISS, Mehrsprachigkeit im Recht der EU – Anspruch und Realität. Ein Überblick 73

Varia:

Marta GHILARDI, Atteggiamenti linguistici in contesto migratorio. Uno studio di caso sugli immigrati del Kenya a Bergamo 90

Georg KREMnitz, Gràcies pel premi Ramon Llull 108

Autorinnen und Autoren in diesem Heft 111

Restexemplare QVR..... 112

Wissenschaftssprachen

Peter CICHON & Robert TANZMEISTER, beide Wien

Vor Kurzem hat in Wien eine Informationsveranstaltung des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) stattgefunden, in dem dieser die Möglichkeit der finanziellen Förderung von Open-Access-Zeitschriften im Bereich der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften (GSK) in Aussicht gestellt hat. Wichtigste Voraussetzung für eine Förderung sei neben einer hohen fachlichen Qualität die internationale Sichtbarkeit der Zeitschrift und diese wiederum sei durch die Publikationssprache Englisch zu sichern.

Was für die Naturwissenschaft durchaus sinnvoll sein mag, ist es für die GSK in deutlich geringerem Maße. Die Zeitschrift *Nestroyana* der Internationalen Nestroy-Gesellschaft etwa wird in Deutsch vertrieben und findet weltweit LeserInnen. Ähnliches gilt für *Quo vadis Romania?*. Die Frage meiner Redaktionskollegin an den Referenten des FWF, ob die Praxis unserer Zeitschrift, in allen romanischen Sprachen + Deutsch zu publizieren, nicht ausreichend internationale Sichtbarkeit gewährleiste und entsprechend förderungswürdig wäre, wurde abfällig beschieden: Bitte in Englisch. In einem Europa, dass seine Bürger zur Mehrsprachigkeit animiert („Jeder sollte drei *Gemeinschaftssprachen beherrschen*“, und zwar „[...] *mindestens zwei Gemeinschaftssprachen neben seiner Muttersprache*.“ / EU-Weißbuch zur allgemeinen und beruflichen Bildung aus dem Jahre 1995) ist eine solche Demarche betrüblich. Natürlich ist Englisch eine wichtige und aktuell die wohl wichtigste *Lingua franca* überhaupt, sollte jedoch – auch im Wissenschaftsbereich – als Teil gelebter Mehrsprachigkeit funktionieren und nicht als deren Ersatz. Doch leider zeigt sich im gesellschaftlichen, aber auch im universitären Sprachgebrauch vielfach eine semantische Unschärfe, ja sogar de facto Gebrauchs“synonymie“ von *Mehrsprachigkeit* und *Bilinguismus*. Die immer wieder öffentlich plakatierte Mehrsprachigkeit entpuppt sich in der konkreten Praxis meist als einfache Zweisprachigkeit von deutscher Muttersprache und Englisch. Sie zeigt sich beispielsweise im Hochschulbereich in zweisprachigen Ankündigungen von Lehrveranstaltungen auf Deutsch und Englisch oder auch bei mancher universitären Feier im Absingen deutscher und englischer Lieder. Und selbst auf romanistischen Fachtagungen wird zunehmend auf Englisch als Diskussionsprache zurückgegriffen.

Angesichts der Nachhaltigkeit, mit der Englisch als *die* Wissenschaftssprache eingefordert wird, entsteht der Eindruck, dass hier recht leichtfertig darüber hinweggesehen wird, dass es nicht die *eine* Sprache gibt, die anderssprachig generiertes Wissen adäquat und ohne Sinnverlust reproduzieren und an Dritte weitergeben kann. Dass dies vielmehr eine große Herausforderung ist, davon weiß jede ÜbersetzerIn ein Lied zu singen und wohl jede frankophone SchweizerIn kennt das Phänomen des *français fédéral*, jene zwar formal einwandfreie französische Übersetzung eines ursprünglichen deutschsprachigen Rechts- oder Verwaltungstextes, die jedoch vor dem Problem steht, dass sich manche kulturgruppenspezifischen Rechtskonzepte und administrativen Praxen nicht eins zu eins in einer anderen Sprachen abbilden lassen.

Wie angesichts der sich beschleunigenden Singularisierung der Wissenschaftssprachen deren historische Entwicklung aussieht und welche Perspektiven wissenschaftsprachlicher Pluralismus in Zukunft hat, ist Gegenstand des vorliegenden Themenheftes.

Der einleitende Überblicksartikel von *Georg Kremnitz* behandelt die Ausdifferenzierung volkssprachlicher Varietäten, die Herausbildung von Schriftsprachen und anschließend den zeitlich phasenverschobenen allmählichen Ausbau der romanischen Volkssprachen in Konkurrenz mit Latein. In einem langwierigen Emanzipationsprozess bilden sich dabei die Volkssprachen als Wissenschaftssprachen in Konkurrenz zu Latein heraus und es entstehen unterschiedliche Textsorten der Wissensvermittlung in den einzelnen romanischen Sprachen. *Hans Goebel* bedauert – besonders als Romanist, der aus einer multilingualen Sprachtradition kommt – die von manchen Wissenschaftlern wie eine Monstranz vor sich hergetragene Forderung nach Englisch als einziger Sprache, die die Internationalität wissenschaftlicher Forschung sichern könne. Gerade für RomanistInnen hat die Selbstverpflichtung zu praktizierter Mehrsprachigkeit Tradition und sollte sie auch in Zukunft haben, ist doch ihr Abhandenkommen mit einem doppelten Verlust verbunden – nämlich dem an kommunikatorischer Kompetenz und zugleich dem an Zugänglichkeit von Textinhalten. *Klaus Ammon* lotet jene Wissenschaftsbereiche aus, in denen neben dem Englischen als heute eindeutig dominierender Wissenschaftssprache Nischen für Deutsch erhalten bleiben können. Er zitiert dazu u.a. eine umfangreiche Befragung aus 2010 zur „internationalen Positionierung der Geisteswissenschaften in Deutschland“, bei der die folgenden Fächer genannt werden: Afrikanistik, Ägyptologie, Islamwissenschaften und Arabistik, Germanistik, Geschichte, Kommunikations- und Medienwissenschaft, Kunstgeschichte, Musik oder Musikwissenschaft sowie Religionswissenschaft. Als in der Langzeitperspektive problematisch diagnostiziert er, dass Deutschspra-

chigkeit auch in den genannten Nischenfächern an Bedeutung verliert und mit ihr das internationale Gewicht deutschsprachiger wissenschaftlicher Kundgaben. *Bertha M. Gutiérrez Rodilla* skizziert die mit den Arbeiten Alfons des Weisen im 13. Jh. einsetzende Verwendung des Kastilischen als Wissenschaftssprache, macht deutlich, dass wissenschaftliche Relevanz einer Sprache in hohem Maße Funktion ihrer gesellschaftlichen Bedeutung ist und deshalb das Spanische infolge der politischen Wirren des 19. Jh. nicht am gewaltigen wissenschaftlichen Aufschwung dieser Zeit teilhaben können. Wie andere Sprachen sieht sie es heute im Sog des Bedeutungsverlustes zugunsten des Englischen und ruft entsprechend dazu auf, die hispanophone Wissenschaftsterminologie gezielt auszubauen und so deren zunehmende Anglisierung einzudämmen. Der Beitrag von Sandra *Kusmierczyk* und *Friedl Weiss* führt uns in die komplexe ‚Welt‘ der Rechtswissenschaft in der EU mit ihren unterschiedlichen einzelstaatlichen Rechtstraditionen und Sprachen. Die komplexe Sprachensituation der supranationalen Organisation, ihrer Mitgliedsstaaten und ihrer BürgerInnen führt zu zahlreichen sprachbedingten Problemfeldern und Interessenskonflikten. Aus rechtswissenschaftlicher Perspektive wird das komplexe Spannungsfeld von der Gleichwertigkeit aller Amtssprachen der Mitgliedsstaaten bis zum exklusiven Gebrauch von Englisch als interner Amtssprache aufgezeigt. Während sich auf der symbolischen Ebene die Beibehaltung aller Amtssprachen der EU-Mitgliedsstaaten als Arbeitssprachen demokratiepolitisch als unverzichtbare Notwendigkeit erweist, stellt sich vor allem auf der internen organisatorischen Ebene aus Gründen der Praktikabilität und Kostenfrage zunehmend die Frage nach ihrer radikalen Reduktion zugunsten des Englischen. Der Variums-Beitrag von *Marta Ghilardi* führt in das komplexe mehrsprachige Sprachrepertoire und die Spracheinstellungen von Immigranten aus Kenia in der Provinz Bergamo (Lombardei) gegenüber Italienisch, bergamaskischem Dialekt, lokalen kenianischen Vernakularsprachen (wie Kikuyu, Kamba, Meru, Massai u.a.), Swahili und Englisch ein. Zentrales Anliegen ist die Neubestimmung und Hierarchisierung des Sprachenrepertoires im Migrantenkontext mit seinen Gebrauchsdomänen unter Berücksichtigung von affektiven und kognitiven Einstellungen. In der abschließend wiedergegebenen Dankesrede von *Georg Kremnitz* anlässlich der Verleihung des Premi Internacional Ramon Llull, gehalten am 18.XII.2012, ruft dieser die spanische Mehrheitsgesellschaft nachhaltig zu mehr Sensibilität für die Befindlichkeit der Katalanen auf, da sonst deren aktuelles Streben nach mehr Föderalismus- innerhalb des spanischen Staates – zu einer Unabhängigkeitsbewegung mit unkalkulierbaren Folgen werden könnte.

Die Anfänge der romanischen Sprachen als Wissenschaftssprachen

Georg KREMnitz, Wien

„Wissenschaftssprache: Natürliche Sprache, in der wissenschaftliche Erkenntnisse gewonnen, formuliert, veröffentlicht und rezipiert werden. Die Verwendung einer Sprache in der Funktion einer Wissenschaftssprache setzt einen breiten Ausbau (Ausbausprache) voraus, der Terminologien und geeignete grammatische Mittel bereitstellt. Viele Sprachen sind nicht oder nur eingeschränkt als Wissenschaftssprachen verwendbar; es wird dann in der Forschung und in den höheren Stufen des Bildungswesens auf internationale Wissenschaftssprachen zurückgegriffen. [...]“ Helmut Glück in: id., (Hg.), 42010. *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart/Weimar: Metzler.

1. Zu den Anfängen der Schriftlichkeit in den romanischen Sprachen

Wie das Zitat zeigt, gibt es für die Existenz eines eigenen wissenschaftlichen Registers in einer Sprache eine ganze Reihe unerlässlicher Voraussetzungen. Diese haben einiges mit den Entstehungsbedingungen der jeweiligen Sprache zu tun, viel mit den kommunikativen Praxen¹.

Nun hat sich die Entstehung der romanischen Sprachen in gewisser Hinsicht unter besonderen Bedingungen abgespielt: sie sind fast unmerklich aus dem Latein entstanden, und eines Tages waren sie sozusagen da bzw. ihre Existenz wurde festgestellt. Zunächst anscheinend in Gestalt einer einzigen: als die Kirchenfürsten auf dem Konzil von Tours 813 festlegten, es solle fortan entweder in der *rustica romana lingua* oder in der *thiotisca* gepredigt werden, damit die Zuhörer das Gesagte besser verstünden, zeigte schon die umständliche Benennung, dass sie mit diesem neuen Phänomen nicht viel anfangen konnten. Sie sahen die (neuen) gesprochenen Sprachen als Varietäten

¹ Da ich im Folgenden vor allem einen Überblick über grundlegende langfristige Veränderungen geben möchte, wird auf bibliographische Einzelnachweise gewöhnlich verzichtet.

einer einzigen an (diese Interpretation war ganz zu Beginn der Entwicklung, kurz nach dem Ende des Weströmischen Reiches 476, sicher diskussionswürdig, ob noch zu Beginn des neunten Jahrhunderts, darf füglich bezweifelt werden²), und sie maßen ihr eine vor allem soziolinguistische Rolle zu: sie wurde implizit als Unterschichtsprache interpretiert. Das sind nicht die besten Voraussetzungen für eine rasche Karriere.

Der erste Text in einer dieser Varietäten, die Straßburger Eide von 842, ist von daher auch eine Ausnahmerecheinung, die mit einer besonderen Situation zu tun hatte: das soeben von Karl dem Großen wieder gegründete westliche Kaisertum war in seinem Bestand durch die Auseinandersetzungen zwischen seinen Enkeln, den Brüdern Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle auf der einen Seite und Lothar I. auf der anderen, gefährdet. Daher als erstes ein juristischer Text in den Volkssprachen *Deutsch* und (*Gallo-*) *Romanisch* (nur in der ersten gab es schon zuvor Schreibversuche), und nicht ein religiöser Text. Daher eine Transkription (und wohl auch Aussprache), die möglichst wenig lokale Merkmale aufwies, um weithin verstanden zu werden³. Es ist nicht verwunderlich, dass nach diesem ersten Text rund vierzig Jahre lang keine weiteren romanischen Texte überliefert sind; die Unsicherheiten waren zu groß, das schriftliche Monopol des Lateins zu evident. Außerdem führte die Karolingische Renaissance zu einer Rückkehr zu einem klassischen Latein, das auf der einen Seite die Kluft zwischen geschriebener und gesprochener Sprache vergrößerte, auf der anderen das klassische schriftliche Monopol auch (wieder) stärker zu einem Machtsymbol werden ließ.

Der folgende Text, die *Eulalia-Sequenz* wird auf etwa 882 datiert und eindeutig den altfranzösischen Varietäten, also der *langue d'oïl*, zugeordnet. Erst ab diesem Zeitpunkt entwickelt sich langsam eine Schriftlichkeit, zunächst in den galloromanischen Varietäten *Oïl* und *Oc*, erst ganz allmählich auch in der Ibero- und Italomania. Es ist vermutlich kein Zufall, dass diese späteren Schriftprodukte kleinräumiger organisiert sind – sie brauchen ja nicht das

² Zu den sprachlichen Entwicklungen vgl. immer noch: Väänänen, Veikko, ³1981. *Introduction au latin vulgaire*. Paris: Klincksieck, dann die Forschungen von József Herman, einen neueren Überblick geben Iliescu, Maria/Slusanski, Dan, (éds.), 1991. *Du latin aux langues romanes*. Wilhelmsfeld: Egert.

³ Diese Unsicherheiten in Schreibung und Interpretation bringen es auch mit sich, dass der Text im 19. Jahrhundert als erster französischer proklamiert wurde – in mehrfacher Hinsicht ein Anachronismus. Über die Eide wurde viel – auch weniger wichtiges – geschrieben.

ganze westliche Reich zu erfassen wie die Eide⁴, sondern sind für ein bestimmtes, auch regional begrenzteres Publikum geschrieben, bekommen aber damit ein klareres sprachliches Profil. Diese Schriftlichkeit bleibt zunächst auf bestimmte Register der Vulgarisierung beschränkt, ob es sich um religiöse Propaganda (wie bei *Eulalia*) oder etwas später um die ersten Heldenepen handelt, also letzten Endes politische Propaganda. Bisweilen zeigen „Gelegenheitstexte“ wie die *Nodicia de kesos* aus Kastilien (um 980) oder gleichzeitige Textfragmente aus Italien, dass es durchaus auch praktische Versuche der Notierung des „neuen“ Idioms gab; allerdings sind die Überlieferungsbedingungen für solche Texte extrem schlecht. Die wichtigen Texte werden auch weiterhin auf Latein abgefasst. Schließlich darf man nicht vergessen, dass auch dieses Latein, trotz der Karolingischen Renaissance, nicht die Qualitäten des klassischen Lateins des goldenen oder silbernen Zeitalters hat, nicht einmal die des Lateins der späten Kaiserzeit. Zwar muss dieses Latein alles bewältigen, was damals an wissenschaftlicher Produktion entsteht, das geschieht jedoch mit vergleichsweise einfachen Mitteln und einer geringen sprachlichen Differenzierung. Indes: auch die Herausforderungen an die Sprache waren nicht unendlich.

Man muss davon ausgehen, dass die uns zur Verfügung stehende Textüberlieferung nicht lückenlos ist. Allerdings ist es umgekehrt unwahrscheinlich, dass – außer unter ganz bestimmten Umständen wie etwa den Kriegen gegen die Albigenser im 13. Jh. – bestimmte Textsorten systematisch vernichtet worden seien bzw. verloren gegangen sind.

Auf alle Fälle bleiben die „volkssprachlichen“⁵ Texte bis auf Weiteres von den Lateinischen abhängig; diese Dependenz wird sich erst sehr allmählich verringern. Bei der Lektüre der frühen Texte hat man bisweilen den Eindruck, als hätten die Verfasser *eigentlich* Latein schreiben wollen, es aber nicht ganz geschafft. Nur selten werden zwei sprachliche Varietäten (Latein und Romanisch) einander kontrastiv gegenübergestellt, wie bei dem *Placito Cassinese* von 960 in Italien, und damit ihre Differenz deutlich gemacht.

⁴ Es ist vielleicht nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, dass die Iberia, außer der Spanischen Mark, nicht zum Reich gehörte; das erklärt (teilweise) einige Sonderentwicklungen.

⁵ Ich setze „volkssprachlich“ zwischen Anführungszeichen, weil die Texte, welchem Genre sie auch angehören mochten, verschiedenen Transformationsprozessen ausgesetzt waren, die sie von einem populären (hier könnte man sagen: nächstsprachlichen) Register in ein formaleres beförderten.

2. Zum Auftreten des Konzepts von Wissenschaftssprache in den romanischen Sprachen

Das Konzept setzt die Existenz einer wie auch immer gearteten organisierten Wissenschaft voraus. War das Wissen nach dem Zusammenbruch des Weströmischen Reiches zunächst fast ausschließlich auf die Klöster konzentriert und handelte es sich vor allem um die – mühsame und nur teilweise – Bewahrung von Wissen der Antike (wie etwa bei den *Origines* des Isidor von Sevilla, um 600, einer Art Zusammenfassung des erhaltenen Wissens der Antike), nun mit einer christlichen Reinterpretation, so kam es erst ganz allmählich wieder zu einer schöpferischen Entfaltung eines Wissenschaftsbetriebes.

Dabei spielte das allmähliche Aufkommen der Universitäten eine wichtige Rolle. Diese verdrängten nach und nach die Klöster aus ihrer Monopolstellung als Zentren des Wissens. Es ist bekannt, dass die ersten Universitätsgründungen in Westeuropa – auf Details wie ihr Entstehen aus den Anstalten des *studium generale*, aus den Schulen der Theologie, des Rechts und der Medizin braucht hier nicht eingegangen zu werden – sich noch im 11. Jh. ereigneten, ausgehend vom Mittelmeerraum: zuerst Salerno, Parma und Bologna, etwas später im 12. Jh. Montpellier und Toulouse, Paris, Oxford, ab dem 13. Jh. wurde auch die Iberische Halbinsel erfasst, die erste Universität nördlich der Alpen war Prag, die 1348 gegründet wurde. Dabei ist es oft müßig, genaue Zahlen zu eruieren, denn es handelte sich gewöhnlich um langwierige Prozesse. Zuerst entstanden einzelne Schulen, die sich in einem oder mehreren weiteren Schritten zusammenschlossen und schließlich, bis zur Reformation mit Billigung des Papstes, zu Universitäten wurden. Man darf aber nicht ganz aus dem Auge verlieren, dass entsprechende Institutionen im islamischen Osten schon früher entstanden waren; so wurde *al Azhar* in Kairo schon 996 gegründet. Noch viel älter sind die Hohen Schulen von Byzanz/Konstantinopel, denn sie gehen auf Traditionen Konstantins des Großen zurück (der seinerseits ältere Traditionen wiederaufnahm und weiterführte), wenn sie auch zahlreiche Veränderungs- und Erneuerungsprozesse erlebten. Die Einflüsse der einen und der anderen auf die neu entstehenden westeuropäischen Universitäten sind noch längst nicht wirklich geklärt. Erst die neuen Universitäten gingen nach und nach wieder systematisch von einer Konzeption der Bewahrung des Wissens zu einer solchen seiner Erweiterung über.

Natürlich wäre an dieser Stelle auch zu klären, welche Konzeptionen von Wissenschaft das Mittelalter in Westeuropa hatte. Das kann hier allenfalls in groben Umrissen geschehen. Jedes Wissen war eng mit der christlichen Religion verbunden, stand im Rahmen des Schöpfungsprozesses und erlaubte den

Menschen, Teile des „Bauplanes“ der Schöpfung zu erkennen. Nicht von ungefähr waren, zumindest in den Anfängen, die meisten Wissenschaftler auch als Theologen bzw. Geistliche ausgebildet. Das stellte aber natürlich auch die Frage, was gewusst werden „durfte“ und welche Teile der Schöpfung dem Menschen verschlossen bleiben sollten; die Wissenschaft blieb eine *ancilla* der Kirche und des Glaubens. Auf jeden Fall muss dem heutigen Leser klar sein, dass das Verständnis von Wissenschaft im Mittelalter ein in die Religion integriertes war und dass sie sich in die göttlichen Pläne einzuordnen hatte. Die Wissenschaft lässt sich nicht von anderen Aspekten des mittelalterlichen Lebens trennen, erst in der Renaissance und in der Reformationszeit kann sich das Verständnis von Wissenschaft teilweise von der Religion emanzipieren; diese Bewegung vollendet sich – für einen Teil der wissenschaftlich Tätigen – erst mit der Aufklärung.

Zwar war die Sprache der Universitäten das Latein, auf der anderen Seite waren diese Universitäten „international“, Lehrende und Studierende aus allen Teilen Europas (bisweilen – selten – sogar aus dem orthodoxen Osten) kamen zusammen. Dabei kam es natürlich auch zu den unterschiedlichsten sprachlichen Kontakten, die in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden sollten. Nicht zuletzt präsentierte sich das Latein selbst in recht unterschiedlicher Gestalt, je nach den Traditionen der einzelnen Gebiete. Aber das Latein war die einzige Sprache, für die anerkannte Regeln existierten (Griechisch war im mittelalterlichen Westeuropa fast nicht bekannt), folglich war es auch die einzige Sprache, die systematisch gelehrt werden konnte (die Termini *lingua latina* und *grammatica* wurden weitgehend als Synonyma verstanden), gewöhnlich nach den spätantiken Grammatiken von Donat und Priscian aus dem vierten bzw. sechsten Jahrhundert. Nicht zuletzt sorgte die universelle Verbreitung des Lateins in den schmalen alphabetisierten Schichten dafür, dass es auch in ganz Westeuropa rezipiert werden konnte. Diese Rezipierbarkeit war für gelehrte (wie für diplomatische) Texte von besonderer Bedeutung. Universitäre Texte wurden folglich (fast) ausschließlich auf Latein geschrieben.

Indes: das Monopol des Lateins kannte einige Lücken. Die vielleicht wichtigste fand sich an den Berührungspunkten zwischen morgenländischer, also islamischer, Wissenschaft und abendländischer. Es ist bekannt, dass, wer auf Arabisch (oder Hebräisch) alphabetisiert war, gewöhnlich kein Latein beherrschte (und umgekehrt); die Kenntnis von gesprochenen Sprachen war indes weiter verbreitet. Daher die komplizierten Übersetzungsvorgänge in den großen Übersetzerwerkstätten der Iberischen Halbinsel, wo gewöhnlich vom Arabischen mündlich in die jeweilige Volkssprache und von dieser ins Lateinische übersetzt wurde. Zumindest zu Beginn der Übersetzungstätigkeit

wurde gewöhnlich nur diese letzte Version niedergeschrieben. Aus dem islamischen oder jüdischen Kulturkreis stammende Hochschullehrer an christlichen Schulen – es gab sie, etwa in Montpellier – lehrten daher gewöhnlich nicht auf Latein sondern in der Volkssprache.

Viele von ihnen waren Mediziner, oft Chirurgen, da die Medizin allgemein, besonders aber die Chirurgie im islamischen Kulturraum weiter entwickelt war als im Abendland. Ihre direkten Kollegen waren gewöhnlich die Bader und Feldscher; diese waren meist keine Akademiker sondern Handwerker und beherrschten daher auch kein oder wenig Latein. Daher ist es nicht verwunderlich, dass gerade medizinische Werke mehrfach in die gesprochenen Sprachen übersetzt wurden, oft ins Altokzitanische und von dort aus bisweilen auch in andere Sprachen. Auch mathematische Traktate wurden bisweilen direkt in die Volkssprachen übertragen, später auch direkt in diesen geschrieben, da auch hier die wichtigsten Interessenten, Kaufleute und Händler, gewöhnlich kein Latein beherrschten. Offensichtlich gab es jenseits des üblichen Lateinunterrichts auch schon da und dort die Vermittlung von Lese- und seltener Schreibfähigkeiten in den gesprochenen Sprachen; zweifellos ging die Vermittlung dabei in Analogie zum Latein und mit diesem als absoluter Grammatik (also als Vorbild oder Leitfaden) vor sich. Anders ist eine Funktionalität dieser Übersetzungen bzw. Originaltexte nicht erklärbar. Dasselbe Phänomen lässt sich verstärkt in den nichtromanischen Sprachen beobachten, in denen damals ebenfalls die ersten wissensvermittelnden Texte geschrieben wurden (dabei darf man nie vergessen, dass wir uns noch in der Zeit *vor* Gutenberg befinden).

Diese Texte wurden aus praktischen Erwägungen der Rezeption geschrieben – die Vorgehensweise wurde nicht theoretisiert. Daher sind auch keine gelehrten Erörterungen über die Möglichkeit der Verwendung dieser oder jener Sprache für die eine oder andere Disziplin zu erwarten. Wenn die Sprachwahl erklärt wird (wie etwa im *Trésor* des Brunetto Latini aus dem späten 13. Jh.), dann geschieht das aus anderen Gründen. Brunetto Latini erklärt, warum er die eine gesprochene Sprache, das Französische, der anderen, dem Italienischen, vorgezogen hat (mit einer doppelten Begründung, einmal, weil er sich in Frankreich im Exil befindet, dann sagt er „la parole est plus délectable et plus commune a tous les langages“, sie sei schöner und weiter verbreitet als jede andere); allerdings schreibt Latini bereits in einer Zeit, in der die gesprochenen Sprachen die ersten Breschen in das Monopol des Lateins geschlagen haben.

Ein weiterer Bereich, in dem wissenschaftliche Texte (wenigstens in unserem Verständnis – ob das im Mittelalter genau so verstanden wurde, be-

dürfte der Klärung) bzw. Normensammlungen in den Volkssprachen frühzeitig auftauchen, sind Gesetzessammlungen. Zunächst handelt es sich auch hier meist um Übersetzungen, gewöhnlich aus dem Latein in die jeweilige gesprochene Sprache, denn die Zielgruppe muss die Vorschriften verstehen, um sie einhalten zu können. Schon um 1150 taucht in Katalonien eine katalanische Version des *Forum Iudicum* als *Llibre Jutge* auf, und fast gleichzeitig (um 1155) wird auf Kastilisch das *Fuero de Avilés* kompiliert.

Aus solchen Einzelercheinungen wird nach und nach ein dichteres Geflecht. Allerdings verteidigen die Universitäten und die Katholische Kirche das Monopol des Lateins noch lange, mit wechselndem, immerhin hinhalten dem Erfolg. Die Universitäten versuchen, auf diese Weise die Internationalität der Wissenschaft, die gegenseitige Lesbarkeit zu erhalten, aber natürlich spielt auch die Bewahrung ihres Monopols als Institutionen des Wissens eine massive Rolle. Dabei kommt ihnen in einer ersten Zeit zugute, dass keine andere Sprache, aufgrund des geringen Sprachausbaus, in der Lage ist, unmittelbar die Rolle des Lateins zu übernehmen. Der Prozess der Emanzipation wird ein langwieriger sein. Die Kirche sieht das Latein als einen der Pfeiler ihrer Internationalität (und gesellschaftlichen Macht) und weicht daher, nach kurzem Schwanken, auch nicht vom Latein ab, als die protestantische Konkurrenz das ab dem 16. Jh. mit großem Erfolg tut. Erst im zweiten Vatikanischen Konzil erfolgt die (teilweise) Abkehr, weil die Kenntnisse des Lateins in den Gesellschaften so weit zurückgegangen sind bzw. in vielen ehemaligen Missionsgebieten nie aufgebaut werden konnten, dass selbst Kirchenfürsten wie manche Kardinäle sich seiner nicht mehr ernsthaft bedienen können. Die derzeitigen umgekehrten Tendenzen – die teilweise Wiederbelebung des Lateins durch die Kirchengspitze – werfen massive Fragen über deren Selbstverständnis auf.

3. Der Beginn der Verwendung der romanischen Sprachen als Wissenschaftssprachen

3.1 Anfänge

Der Ersatz des Lateins als ausschließlicher Wissenschaftssprache durch die gesprochenen Sprachen ist ein langer Prozess, dessen wohl letzte Kapitel sich vor unseren Augen abspielen. Zunächst handelt es sich um einzelne Vorstöße und Versuche, die oft die Rolle des Lateins nicht ernsthaft in Frage stellten, erst seit der Renaissance etwa lassen sich Strategien erkennen, welche auf der einen Seite auf seine Zurückdrängung abzielen, auf der anderen in einen lebhaften Konkurrenzkampf zwischen den neuen Herrschaftssprachen münden. Diese Auseinandersetzungen verringern unter anderem das Be-

wusstsein einer (west-) europäischen Gemeinsamkeit, die bis dahin (in Resten) noch existierte.

Drei Mitspieler spielen wichtige Rollen in dieser Auseinandersetzung: die weltlichen Herrscher, die ihre eigenen Sprachen auch als Wissenschaftssprachen (und damit Herrschaftssymbole) durchsetzen wollen und damit gewöhnlich dem Latein eher skeptisch gegenüber stehen (Ausnahmen bilden manche Herrscher von Vielvölkerstaaten, die seinen Nutzen als Verkehrssprache erkennen), die Universitäten, die zunächst das Latein als ihr Privileg verteidigen, dann aber – vor allem, seit die Reformuniversitäten der Aufklärung gegründet werden – nach und nach weniger eindeutig sich verhalten, und die Kirchen, die eine gegensätzliche Haltung einnehmen. Während der Katholizismus das Latein verteidigt (und damit die Alphabetisierung der Bevölkerung nicht fördert), stützt sich der Protestantismus auf die gesprochenen Sprachen und spielt für die Normativierung für viele von ihnen eine große Rolle. Außerdem sorgt er für Fortschritte in der Alphabetisierung. Die katholisch geprägten Staaten werden erst im Laufe des 20. Jh. den Alphabetisierungsvorsprung der protestantischen Gesellschaften allmählich aufholen. Bei den orthodox geprägten Gesellschaften des europäischen Ostens verläuft die Entwicklung noch später, und wird oft erst durch die entschlossene – und oft brachiale – Erziehungspolitik der sich kommunistisch nennenden Diktaturen zum Erfolg geführt.

Zurück zu den Anfängen: waren es zunächst – wie bereits erwähnt – aus praktischen Gründen vor allem Übersetzungen, in denen wissenschaftliche Inhalte in Volkssprachen präsentiert wurden, so kommt es fast gleichzeitig zu Vorstößen an einzelnen Stellen, die zunächst Ausnahmecharakter hatten. Dabei ergaben sich große Unterschiede zwischen den einzelnen westromanischen Sprachen, die sich weitgehend mit der Entwicklung der jeweiligen Gesellschaften und der Qualität des Lateins in den kirchlichen Strukturen erklären lassen.

Die ersten Vorstöße erfolgten von Außenseitern: so schreiben die okzitanischen Katharer schon im 12. Jh. und die Waldenser, vor allem in Savoyen, fast zur gleichen Zeit, ihre doktrinären Texte in der Volkssprache, meist auf Okzitanisch. Natürlich stehen diese vor allem theologischen Texte am Rande des heutigen Wissenschaftsverständnisses, sie bilden indes durch ihre bloße Existenz einen zentralen Angriff auf die damals herrschende Kirche; diese lebte u. a. gerade davon, dass ohne genaue Kenntnis und ohne Verständnis der Grundlagen der Religion geglaubt wurde. Damit war eine Grundfeste des katholischen Selbstverständnisses in Frage gestellt. Vielleicht liegt hierin einer der Gründe, warum der Katholizismus den Katharismus so unnachlässig

verfolgt hat. Auf alle Fälle ist es paradoxerweise im romanischen Bereich die (alternative) Theologie, die sich zunächst einer gesprochenen Sprache für ihre Texte bedient. Dieser Vorstoß bleibt für lange Zeit der einzige; erst Wycliffe wird Ende des 14. Jh. mit der Übersetzung der Bibel ins Englische beginnen und damit zum Vorläufer der Reformatoren des frühen 16. Jhs. werden.

3.2 Grammatische Versuche

Fast gleichzeitig verfasst um 1200/1210 Ramon Vidal de Bezaudun (Besalú?) mit seinen *Razos de trobar* den ersten Versuch, eine Volkssprache, hier das Altokzitanische (er nennt es *lemosí*), in Regeln zu fassen und es damit virtuell auf eine Ebene mit dem Latein zu heben⁶. Dieser Text war vor allem an Katalanen gerichtet, die auf Okzitanisch Lyrik verfassen wollten (also natürlich ein höchst elitäres Unterfangen). Er zeigt jedoch, dass die erwähnte Gleichsetzung von *lingua latina* und *grammatica* mindestens ansatzweise in Frage gestellt wurde und dass eine andere Sprache in Regeln gefasst werden sollte, um sie durch Lehre vermittelbar zu machen. In ihrem Selbstverständnis sind die *Razos* eine Poetik, einer Dichtkunst; allerdings gehört die Grammatik eben auch dazu, daher ihre weitergehende Bedeutung.

Dass es sich bei Ramon Vidals Versuch nicht um einen vereinzelt Ausreißer handelte, zeigt die Kontinuität der Bemühungen: um 1240 verfasst Uc Faïdit, ein Vertriebener, der in Italien im Exil lebte (die Spekulationen, um welchen Trobador es sich gehandelt haben könnte, sind noch immer nicht zu einem völlig befriedigenden Abschluss gekommen, vielleicht Uc de Saint-Circ) ein ähnliches Werk, das ganz programmatisch den Titel *Donatz proensals* (provenzalischer Donat, also Anwendung des Regelwerks von Donat auf das Okzitanische, das schon damals in Italien vielfach als „Provenzalisch“ bezeichnet wurde). Hier ist die Zielsetzung offenkundig, obwohl sie nicht ganz eingelöst werden kann; natürlich enthält auch dieser *Donat* zunächst eine Poetik. Der normativierende Anspruch ist jedoch leicht erkennbar.

Weitere Texte werden folgen, von denen der wichtigste die *Ley s d'Amors* sind, das Regelbuch des *Consistori de la Gaya Sciencia* in Toulouse, des Veranstalters der dortigen Blumenspiele, das in mehreren Versionen existiert. Die wichtigste ist die 1356 von Guilhem Molinier verfasste, die nun explizit auch eine präskriptive Grammatik enthält. Paradox ist indes, dass zur Zeit des Erscheinens der *Ley s* die Vorreiterrolle des Okzitanischen definitiv ausgespielt ist und es keinen Anspruch mehr auf eine Gleichstellung mit dem Lateini-

⁶ Vgl. zum Folgenden v.a. Schlieben-Lange, Brigitte, 1991. „Okzitanisch: Grammatikographie und Lexikographie“ in: Holtus, Günter/Metzeltin, Michael/Schmitt, Christian, (Hgg.). *Lexikon der Romanistischen Linguistik*. Tübingen: Niemeyer. Vo V,2, 105-126.

schen erheben kann; dieses Kapitel hatte der katastrophale Ausgang der Kriege gegen die Katharer geschlossen. Indes werden die Normativierungsversuche sozusagen zu Selbstläufern und setzen sich auch in aussichtloser Lage fort.

In den anderen westromanischen Sprachen werden grammatikographische und lexikographische Texte erst relativ spät auftauchen. Das ist ein Hinweis darauf, dass ernsthafte Bemühungen, einen Konkurrenten für das Latein zu schaffen, so es sie bewusst gegeben hat, vertagt worden waren. Zwar gibt es in England verschiedene Arbeiten, die bekannteste ist der *Treliȝ* des Walter von Bibbesworth, der wohl auf 1290 zu datieren ist; diese Arbeiten haben jedoch eine rein pragmatische Funktion, nämlich das Erlernen der französischen (Hof-) Sprache durch junge englische Adlige. Eine ernsthafte normative Bedeutung geht diesen Texten ab⁷. Ein Manuskript gebliebener *Donait francois* wird erst gegen 1400, wieder in England, redigiert, kann jedoch kaum gesellschaftliche Bedeutung erzielen.

3.3 Enzyklopädische Werke

Im französischen und okzitanischen Sprachgebiet tauchen relativ früh enzyklopädische Texte auf, um 1260-66 verfasst der bereits erwähnte Brunetto Latini *Li livres dou Tresor*, eine Zusammenfassung des Wissens seiner Zeit, und wenige Jahre später, 1288, beginnt der Franziskanermönch Matfre Ermengaud in Béziers mit der Abfassung des *Breviari d'Amor*, das neben einer (katholischen) Konzeption der Liebe auch einen enzyklopädischen Durchgang durch das damalige Wissen enthält. Bei Matfre Ermengaud wird besonders deutlich, wie wenig sich die damaligen Texte in heutige Schemata pressen lassen; er breitet sicher *auch* sein Wissen aus und macht es zugänglich, seine eigentliche Motivation ist indes spiritueller Natur. Ähnliche Feststellungen lassen sich auch für viele andere Texte machen, in besonderem Maße vielleicht für den *Roman de la Rose*, den Guillaume de Lorris und Jean de Meung nacheinander zwischen etwa 1220 und 1270 schreiben, der, wie der Titel sagt, zwar in erster Linie ein Roman ist, daneben aber, vor allem im zweiten Teil, eine allegorische Auseinandersetzung mit den philosophischen Konzepten seiner Zeit enthält. Auch andere Versuche entstehen, hier werden nur die wichtigsten erwähnt bzw. diejenigen, die eine gewisse Nachwirkung hatten.

Die Existenz dieser und ähnlicher Werke zeigt, dass es ein wohl wachsendes Lesepublikum in den wichtigeren Volkssprachen gibt, vor allem dort,

⁷ Vgl. Coseriu, Eugenio/Meisterfeld, Reinhard, 2003. *Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft*. Band 1. Von den Anfängen bis 1492. Tübingen: Narr, vor allem 289-305.

wo die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung weiter fortgeschritten war (es sei hier nur an das Schlagwort der *accélération occitane* erinnert, das Robert Lafont vor vielen Jahren in die Debatte warf). Natürlich handelt es sich nach wie vor um relativ kleine Kreise, die Alphabetisierung blieb ein Spezialwissen, man wird nicht aus den Augen lassen, dass solche Texte ihre Bedeutung *auch* durch das Vorlesen bekamen. Gleichzeitig wird offenkundig, dass das Wissen der Spezialisten in gewissem Umfang weiter verbreitet wird, dass es zu didaktischen Anstrengungen kommt, dass das Wissen aber nur ausgewählten Kreisen zugänglich gemacht wird (werden kann – die Strukturen für eine weitergehende Verbreitung sind noch nicht angedacht).

3.4 Die Iberische und die Apennin-Halbinsel

Vergleichbare Textsorten tauchen in den anderen Teilen der Romania verständlicherweise erst später auf, da dort die Ablösung vom Latein langsamer vor sich ging. So findet man zwar schon in der zweiten Hälfte des 12. Jh. auf der Iberischen Halbinsel die erwähnten Gesetzessammlungen, aber selbständige Texte, die hier zu erwähnen wären, sind erst ab etwa der Mitte des 13. Jh. bekannt. Dazu gehören die berühmten *Siete Partidas*, das Gesetzbuch Alfons' des Weisen, um 1260, oder dann ähnliche Texte aus dem katalanischen Sprachgebiet (etwa die *Costums de Tortosa* von 1272), die keine direkten Übersetzungen mehr sind, wenn sie sich natürlich auch auf ältere Unterlagen stützen. Alfons, der gemäß dem Gebrauch seiner Zeit je nach Textsorte unterschiedliche Sprachen bzw. Varietäten verwendet, verfasst um 1276/66 mit seinem *Libro de Saber de Astronomia* ein erstes großes wissenschaftliches Werk auf Kastilisch; damit schließt er praktisch zu Nordfrankreich und Okzitanien auf. Das gilt in ähnlicher Weise für Portugal, das seit dem ersten Drittel des 12. Jhs. zum Königreich erhoben ist.

In Italien tauchen solche Texte noch später auf, als ersten wird man Dantes *Convivio* von ca. 1306/08 ansehen dürfen. Hier wird deutlich, wie stark das Gewicht des Lateins noch ist: wenige Jahre zuvor, wohl 1303/04 schreibt Dante sein sprachtheoretisches Hauptwerk *De vulgari eloquentia* auf Latein, zum einen, um unter den Fachgelehrten gelesen und akzeptiert zu werden, zum anderen aber auch, weil diese Sprache – zumindest für die entsprechende Textsorte – in Italien noch unerlässlich ist. Daran wird deutlich, wie massiv die Phasenverschiebung zwischen den einzelnen Gebieten romanischer Sprache sein kann. Das hat etwas mit sprachlichen Fakten zu tun, nämlich der größeren oder geringeren Innovationsfreude der neuen Sprachen. Vor allem das Französische, mit seinen starken germanischen Einflüssen, geht oft neue Wege, während die südromanischen Sprachen, vor allem Italienisch, Okzita-

nisch und Katalanisch, näher am lateinischen Ausgangspunkt verharren, das Kastilische nimmt eine Mittelstellung ein. Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt sind die politischen Verhältnisse. Die Präsenz des Papstes, auch als weltlicher Herrscher, und die politische Zerrissenheit Italiens haben ihren Anteil an der vergleichsweise langen Bewahrung des Lateins, während die Herrscher der anderen Gebiete, vor allem mit der zunehmenden Bedeutung der Städte, stärker auf andere Schichten Rücksicht nehmen müssen.

Eine besondere Rolle wird man dem Autor zubilligen dürfen, der als eigentlicher Begründer des Katalanischen als geschriebener und vom Okzitanischen unterschiedener Sprache gilt, nämlich Ramon Llull (ca. 1232-1316). Ramon Llull schreibt sein Werk in mehreren Sprachen, neben dem Katalanischen verwendet er auch Latein und, im Zuge seiner missionarischen Bemühungen, Arabisch (für die damalige Zeit eine große Ausnahme). Die Zahl der von ihm überlieferten Texte ist gewaltig, neben Gedichten und Romanen auch eine große Zahl wissenschaftlicher Texte. Man würde sie mit heutigen Maßstäben vorsichtig als philosophische, theologische und pädagogische Schriften einordnen; mehrere sind noch heute Objekt wissenschaftlicher Forschung, vor allem *Blanquerna*, eine vor allem pädagogische Schrift, darin das *Llibre de l'Amic i de l'Amat*, das vor allem philosophisch ausgerichtet ist und die lateinisch abgefasste *Ars Magna*. Llull verwendet das Katalanische nicht mehr nur als Vulgarisierungssprache, sondern er fasst seine wichtigsten Texte in dieser Sprache ab, die er somit an die Seite des Lateins stellt. Damit ist ein erster wirklicher Schritt zur Verdrängung des Lateins aus seiner Monopolstellung getan, fortan werden nicht nur dependente, sekundäre Texte in (manchen) gesprochenen Sprachen abgefasst, sondern auch als grundlegend verstandene. Ramon Llull ist insofern, soziolinguistisch gesehen, ein ferner Vorfahr von Descartes. Immerhin wird er von manchen seiner Zeitgenossen verstanden, denn auch der Arzt und Philosoph Arnau de Vilanova etwa schreibt seine *Confessió de Barcelona*, wohl 1305, auf Katalanisch.

3.5 Rumänisch

Eine romanische Sprache durchläuft eine völlig andere Entwicklung, nämlich das Rumänische, denn es durchläuft die Prozesse der Verschriftung und Verschriftlichung erst mit großer Verzögerung. Es muss sich nicht gegen das Latein durchsetzen sondern gegen das Griechische und das Altslawische, die zunächst als Schriftsprachen den Platz besetzen. Der erste handschriftlich überlieferte Text auf Rumänisch stammt aus dem Jahr 1521 (in kyrillischen Zeichen), die ersten Drucke aus dem Jahr 1544 (zunächst meist in lateinischen Zeichen, da es sich um reformatorische Texte handelte, nach dem Sieg

der gegenreformatorischen Kräfte dann wieder in kyrillischer Schrift). Erst ganz allmählich vergrößert sich die Zahl der geschriebenen Texte, und als erste wissenschaftliche Texte im engeren Sinne wird man die Schriften des Fürsten der Moldau, Dimitrie Cantemir (1673-1723), ansehen können. Das bedeutet aber, dass wir uns schon in einer ganz anderen historischen Periode befinden, in Westeuropa wird zur gleichen Zeit die Aufklärung eingeleitet. Die Emanzipation des Rumänischen findet in Anlehnung an das Latein statt, weshalb die erste, 1780 in Wien gedruckte Grammatik der Siebenbürger Aufklärer Samuil Micu und Gheorghe Șincai auf Latein veröffentlicht wird: *Elementa linguae dacoromanae sive valachicae*. Erst im weiteren Verlaufe des 19. Jhs. wird das Rumänische auch in wachsendem Umfang für wissenschaftliche Texte verwendet.

4. Ausblick

Ich habe Entwicklungen zu einer knappen Skizze zusammengefasst, die sich im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte abspielten. Deshalb konnte ich nur einige Eckpunkte hervorheben und Tendenzen aufzeigen. Es dürfte deutlich geworden sein, dass zunächst das Monopol des Lateins unangetastet bleibt und geschriebene Texte in den gesprochenen Sprachen erst ab der Jahrtausendwende allmählich zahlreicher werden. Das verstärkte Auftreten von wissenschaftlichen Texten lässt noch länger auf sich warten: erst ab der Mitte des 13. Jhs. spielen sie eine ernsthafte Rolle (außer in gewissen Randzonen), und noch später werden auch selbständige wissenschaftliche Werke in den Volkssprachen in größerer Zahl abgefasst, nicht nur Vulgarisierungen oder didaktische Versuche. Dieser Trend erhält im 15. Jh. mit dem Beginn der Renaissance in Italien eine deutliche Verstärkung, fast zu gleicher Zeit wird der Buchdruck die Karten neu verteilen, was die Technik anbetrifft. Die Renaissanceherrscher in ganz Westeuropa versuchen, die Sprachen ihrer eigenen Höfe in immer weiteren Bereichen der Machtsphäre durchzusetzen. Diese Verschiebung bedeutet unter anderem eine symbolische Schwächung des Kaisertums und der westeuropäischen Gemeinsamkeiten (die Kaiserkrone hat, seit die Habsburger sich ihrer im 15. Jh. definitiv bemächtigt haben, kaum mehr eine politische Bedeutung) und eine Stärkung der Einzelstaaten. Außerdem wird durch diese Reformen der Aufwand für den Erwerb der Schriftsprachen schrittweise verringert, im Zuge der starken Zunahme der Schriftlichkeit in der Verwaltung ein wichtiger Schritt. Allerdings gehen die Herrscher dabei sehr pragmatisch vor: die Sprachen der Höfe werden zu den herrschenden Sprachen, eine weitergehende Bildungspolitik findet (noch) nicht

statt. Zwar wird die Reformation Westeuropa in dieser Hinsicht zweiteilen, aber die Verschiebungen vollziehen sich in sehr langsamem Tempo; zumal in den katholisch bleibenden oder wieder katholisch werdenden Staaten, wo die Kirche dem Latein wieder eine wichtige Rolle zuweisen kann. Auch die Universitäten bleiben Nischen, in denen das Latein weiterhin eine wichtige Rolle spielen kann. Der französische König, Franz I., versucht diese Situation um 1530 durch die Gründung des *Collège royal*, später *Collège des trois langues*, des heutigen *Collège de France*, etwas zu verändern; es ist dabei nicht so wichtig, ob der König (zusammen mit seinem Berater Guillaume Budé) die Sorbonne bewusst schwächen wollte oder nicht, wollte er den Fächer der Sprachen vergrößern, so musste das außerhalb dieser Institution geschehen. Diese Vormachtstellung des Lateins an den Universitäten wird noch von langer Dauer sein; erst ganz allmählich werden einzelne Hochschullehrer die gesprochenen Sprachen zu ihrer Lehre verwenden (im Heiligen Römischen Reich ist das der Jurist Christian Thomasius, 1687 in Leipzig). Eine Generalisierung lässt noch länger auf sich warten.

Sobald der vehikularsprachliche Platz des Lateins sichtbar vakant geworden ist, wird versucht, diese Funktion durch andere Sprachen abdecken zu lassen. Steht zunächst, unter dem Eindruck der Eroberung der Neuen Welt und der damit verbundenen Vormachtstellung Kastiliens, vor allem das Kastilische im Vordergrund, so wird es nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges rasch durch das Französische abgelöst, dessen Position erst ab dem 18. Jh. vom Englischen allmählich in Frage gestellt wird. Dieses kann sich nur sehr langsam, und in Wirklichkeit erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs durchsetzen. Natürlich haben diese Auseinandersetzungen auch eine Bedeutung für die verschiedenen Sprachen als Wissenschaftssprachen: spielte seit dem 17. Jh. das Französische die wichtigste Rolle, so trat im 19. Jh. das Deutsche in dieser Funktion stark in den Vordergrund, um dann aber seinen Platz seit den beiden Weltkriegen rasch zugunsten des Englischen einzubüßen. Wie lange die derzeitige Position des Englischen sich halten wird, ist eine von vielen gesellschaftlichen und historischen Variablen abhängige Frage. Etliche Sprachen stehen als mögliche Nachfolger bereits in den Startlöchern. Da es sich dabei indes um langwierige Prozesse handelt, ist mit raschen Veränderungen (in meiner Jugend sagte man, „Optimisten lernen Russisch, Pessimisten Chinesisch“) nicht zu rechnen, denn die Funktionalität jeder Wissenschaftssprache hängt in immer höherem Maße vom Niveau ihres Ausbaues ab.

4. September 2012

English only: nichts als Probleme¹

Hans GOEBL, Salzburg

1. Einbegleitung

Jüngst bekam ich aus Neapel von einer an der dortigen Universität lehrenden Linguistin ein Mail mit der Anfrage, ob ich bereit wäre, für eine pan-italienische Forschungsorganisation bei der Evaluierung von Projekten zur italienischen Linguistik als Gutachter zu fungieren. Zusätzlich wurde in diesem Mail – offenbar als „Nähe“ vermittelnde Referenz – der Namen jenes (mir gut bekannten) Kollegen erwähnt, auf dessen Empfehlung man sich bei mir gemeldet hätte.

Die Sprache dieses Mails war – man errät es schon – Englisch. Und zwar keineswegs in der Form eines gedankenlos repetierten Standardtextes, sondern durchaus in der Form einer überlegt geschriebenen Einzelbotschaft.

Ich habe nun bei meiner Rückantwort die Sache nicht achselzuckend ignoriert, sondern – hier nicht zum ersten Mal die Rollenzuschreibung des Oberlehrers riskierend – dahingehend protestiert,

- dass ich es betrüblich finde, dass man vonseiten der heutigen *italofoni di nascita* der Sprache Galileis in dessen eigenem Heimatland keine wissenschaftliche Außenfunktion mehr zubilligt;
- dass ich es für nicht weniger bedauerlich halte, dass man unter italienischen Linguisten nicht weiß, dass es nördlich der Alpen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts den akademischen Beruf des Romanisten gibt, zu dessen Vorzügen es traditionell gehört, auch des Italienischen mächtig zu sein;
- dass ich für die von mir erbetene Gutachtertätigkeit nur dann zur Verfügung stünde, wenn ich diese auf Italienisch durchführen könne.

¹ Ich habe mich dieses Themas erstmals im Jahr 2010 angenommen: siehe dazu hier im Literaturverzeichnis. Angesichts der seitdem kontinuierlich prekärer gewordenen Lage sehe ich weder Grund noch Anlass, meine damals artikulierten tiefe Skepsis gegenüber dem sich vollziehenden Kulturwandel abzuschwächen oder gar zurückzunehmen. In diesem Beitrag findet man auch eine ziemlich vollständige Übersicht über die zu diesem Thema relevante Forschungsliteratur.

Ich nehme an, dass Derartiges nicht nur mir (und zwar keineswegs bloß ein Mal) passiert ist. Die hauptsächliche Raison d'être solcher Entgleisungen (und auch Respektlosigkeiten²) ist natürlich die völlig unreflektierte, aber sich weltweit kontinuierlich verfestigende Meinung bzw. Attitüde, dass in allen *wissenschaftlichen* Kontexten einzig und allein das *Englische* als Kommunikations- und Denk-Medium möglich bzw. akzeptabel sei.

Nun gebe ich hier sofort und unumwunden zu, dass das im Bereich der Natur- und Ingenieurwissenschaften (inklusive Medizin) durchaus der Fall sein und dort auch seine Berechtigung haben möge. Doch ist der hier zur Diskussion stehende professionelle Hintergrund, nämlich der eines Kultur- und Geisteswissenschaftlers³, ein völlig anderer.

Gleich vorweg und zur Klarstellung: ich beziehe mich in den folgenden Ausführungen ganz explizit nur auf die folgenden Disziplinen: alle Philologien und Linguistiken⁴ (alt und neu), alle Historiographien, alle ästhetischen Wissenschaften (v. a. zu Musik, darstellender und bildender Kunst) und die Philosophie. Ausgeklammert bleiben angesichts der dort schon weitgehend vollzogenen Anglisierung die Sozialwissenschaften (Soziologie, Demographie, etc.), wobei sich an deren Rändern, wie bei Anthropologie, Ethnologie etc., noch Situationen vorfinden lassen, die mehr an die Geistes- als an die Naturwissenschaften gemahnen.

Wie auch immer: alle in diesem Beitrag implizit oder explizit ausgesprochenen Wertungen oder Empfehlungen beziehen sich ausschließlich auf den eben zitierten Kernbereich der Kultur- und Geisteswissenschaften.

2. Zur Frage der persönlichen Mehrsprachigkeit der Fachvertreter aus dem Bereich KGW

Mein im Lauf der letzten zwei Jahrzehnte im Zuge zahlreicher Beobachtungen und Gespräche entstandener Eindruck ist, dass das persönliche Engagement vor allem der jüngeren Fachvertreter zum Erwerb und zur Auf-

² Immerhin ist solches – pragmalinguistisch gesehen – ein „unpassender“ Kommunikationsakt, vergleichbar mit einer situativ falschen Anrede.

³ Ich verwende für die Kultur- und Geisteswissenschaften und deren Vertreter (*semper utriusque sexus*) in der Folge mehrfach das Kürzel KGW.

⁴ Eine Ausnahme macht hier die Allgemeine Sprachwissenschaft, deren Fachvertreter vor allem dann, wenn sie sich der Pflege der Generativen Grammatik verpflichtet fühlen, zu *English only* ein geradezu als archaisch bzw. fundamentalistisch anzusehendes Näheverhältnis entwickelt haben. Hier gilt vollauf die Abwandlung eines alten katholischen Dictums: *extra linguam Anglicam, nulla salus linguo-generativa*.

rechterhaltung einer breiteren Mehrsprachigkeit zurückgegangen ist bzw. auf die vorrangige Pflege des Englischen umgeschichtet worden ist. Wiewohl es dazu keinerlei systematische Untersuchungen gibt, ist das nicht nur mein Eindruck, sondern auch etwas, was man in der einschlägigen Fachliteratur zum Thema „English only“ immer wieder lesen kann⁵.

So hat also das Wissenschaftsenglische im Rahmen der auch bei Fachvertretern der KGW prinzipiell multiplen Kompetenz zur Erlernung und Pflege mehrerer Sprachen seinen *glottophagen* Tribut gefordert. Als Romanist, und damit als Vertreter einer aus Tradition auf eine Vielzahl von Sprachen bezogenen Disziplin, sollte man aber an solchen Syndromen nicht achtlos vorübergehen. Zu bedenken bzw. zu beachten sind dabei die folgenden Punkte:

Die Tradition unserer Disziplin speist sich aus der Beschäftigung mit einer Vielzahl von romanischen Sprachen und Literaturen, wobei unter *Beschäftigung* nicht nur der wissenschaftlich-analytische Umgang mit diesen zu verstehen ist, sondern auch deren mindestens passive (zum Lesen und Verstehen) und – wo immer möglich – auch aktive (zum Schreiben und Sprechen) Beherrschung gemeint war und ist. In älteren Einführungen in die Romanische Philologie findet man noch aus der Feder von Fachheroen wie Gerhard Rohlfs (1892-1986)⁶ oder Heinrich Lausberg (1912-1992)⁷ diesbezügliche Ermahnungen bzw. „Pflichtenkataloge“ an die Adresse der Studienanfänger.

Die Grundlage dieser Vorab-Erwartungen waren zum einen eine gute gymnasiale Vorbildung in Latein und in wenigstens zwei neueren Sprachen, zum anderen eine kontinuierliche Konfrontation mit diesen Sprachen während des Studiums (und darüber hinaus) sowie ein permanent wirkender und von verschiedenen Erfordernissen bzw. auch von den Akteuren der Profession sehr deutlich eingebrachter praktischer Stimulus, die schon vorhandenen Kenntnispotentiale konsequent zu erweitern.

Heute sind bei den Jungromanisten die gymnasiale Vorbildung in diversen Sprachen und der (mehr oder weniger sanfte) Druck zum zusätzlichen, persönlich zu verantwortenden Erwerb weiterer Sprachen in die Krise geraten bzw. die dafür bereitstehenden Energien auf das Englische umgelenkt worden.

⁵ Siehe dazu zahlreiche Passagen meines Beitrags von 2010.

⁶ Cf. Rohlfs 1966, 2-3 (Ratschläge 1., 2. und 7.).

⁷ Cf. Lausberg 1956, 7.

Wer als Gebildeter – nicht nur als Romanist – mehrere europäische Kultursprachen vor allem zu lesen imstande ist, hat *eo ipso* Zugang zum geistigen Erbe Europas, das – wie völlig außer Streit ist – eine der Hauptsäulen der Identität unseres Kontinents ist. Klarerweise hängt die gesellschaftliche Solidität dieser Hauptsäule von der Fürsorge ab, die man ihr angedeihen lässt. Und da diese Fürsorge – unter anderem – von der Summe der Lese-Kompetenzen aller Europäer abhängt, lässt sich auch prognostizieren, dass mit dem kollektiven Rückgang der diversifizierten Lese-Kompetenzen der Intellektuellen unseres Kontinents die Solidität dieser Hauptsäule kontinuierlich abnehmen wird. Denn mit *English only* kann sich keiner den Reichtum der europäischen Aufklärung erlesen oder die diversen europäischen Klassik-Szenarien quellennah oder in den Originaltexten zur Kenntnis nehmen.

Von der in diesem Fall immer geringer werdenden Fähigkeit ganz zu schweigen, in nicht-literarische bzw. archivalische Quellen – fallweise sogar des eigenen Landes⁸ – verstehenden Einblick zu nehmen, also in Textsorten, wofür es früher wie heute praktisch keine Übersetzungen gegeben hat oder gibt.

Für Fachromanisten gelten die Gefahren dieser Entwicklung *mutatis mutandis* ebenso, wobei ich bislang ein Proprium unseres Berufsstandes noch nicht erwähnt habe, das mir schon zu Beginn meiner Studien (1962) von meinen damaligen akademischen Lehrern (v. a. von C. Th. Gossen, 1915-1983) sehr ans Herz gelegt und von meinen damaligen Kommilitonen und mir als Selbstverständlichkeit akzeptiert worden ist: nämlich die „Romanistik“ außerhalb des Hörsaals und der Bibliothek(en) als ein kultur- und völkerverbin-

⁸ Dazu eine selbsterlebte Episode aus dem damals (1981) noch sowjetischen Estland, die im Verlauf eines von der Estnischen Akademie der Wissenschaften veranstalteten Kongresses vorgefallen ist. Bei der Schilderung der nationalen und kulturellen Lage des in dieser Zeit noch voll in das Sowjet-Imperium eingefügten kleinen baltischen Landes erklärte mir – in Abwesenheit des damals üblicherweise fast omnipräsenten sowjetischen Bewachers (Politrux) – ein estnischer Linguist (auf Deutsch), ohne vorher von mir dazu irgendwie animiert worden zu sein, folgendes: es sei für die estnische Intelligenz aus Gründen der Selbstbehauptung der direkte Zugang zu den eigenen Archiven ungemein wichtig. Dafür sei aber die gute Kenntnis der in diesen Archiven anzutreffenden Sprachen eine unabdingbare Voraussetzung. Diese seien: neben Estnisch auch Russisch, Schwedisch und Deutsch „in beiderlei Gestalt“: in jener der niederdeutschen Sprache der Hanse („DAT-Deutsch“) und in jener der (oberdeutschen) Bibelübersetzung Luthers („DAS-Deutsch“). Erst darnach beginne mit der Kenntnis von Französisch und Englisch die Öffnung zum Westen. Mein Gesprächspartner hatte damals bei der Demonstration dieser (für English only-Fans von heute völlig unfassbaren) Penta-Glossie die Finger der sich progressiv öffnenden Faust seiner rechten Hand verwendet.

dendes Tun zu betrachten, das letztendlich auf einer tief empfundenen und ehrlich gelebten Empathie für „alles Romanische“ aufruht. Wie ein Substrat: immer da, nicht immer deutlich erkennbar, aber mit einer (*très*) *longue durée* gesegnet, die es letztendlich gestattet, mit „den Romanen“ – vornehmlich jenen mit gehobener Bildung – einen Dialog „auf gleicher Augenhöhe“ zu führen.

Wenn man annimmt, dass es in den D+A-CH-Ländern neben der Romanistik ja noch andere polyglotte Verbundwissenschaften wie die *Slawistik*, die *Finno-Ugristik*, die *Afrikanistik*, die *Skandinavistik* etc. gibt, wo überall staats- und kulturübergreifende Kompetenzen vorhanden sind, dann erkennt man rasch, dass die Gesamtheit all dieser polyglotten Leute ideale Brückenbauer zur näheren oder fernerer Nachbarschaft darstellt bzw. auch dafür, was man unter Abwandlung eines in der Slawistik häufigen Begriffes die „europäische Wechselseitigkeit“ nennen könnte.

Das eingangs genannte Fallbeispiel der englischen Mail-Anfrage aus Italien an einen österreichischen Romanisten ist das genaue Gegenteil dessen, was hier als anzustrebendes (bzw. da und dort noch in Resten vorhandenes) Ideal gemeint ist.

Kurzum: mit dem Rückgang der diversifizierten Sprachenkenntnisse unter den Intellektuellen – ob nun Romanist oder nicht – verschwinden die Geistesschätze Europas immer mehr im Nebel des Vergessens. Ich warne seit einigen Jahren vor den sich mit immer größerer Deutlichkeit abzeichnenden Gefahren einer doppelten *oblivio*: jener durch den Rückgang der diversifizierten Fremdsprachenkenntnisse (*oblivio linguistica*) und jener anderen (*oblivio informatica*), die sich aus der Unmöglichkeit ergibt, den mit den Mitteln der modernen EDV produzierten Texten jene Langlebigkeit zu verschaffen, die den Produkten auf Papier eigen war und ist, erst recht, wenn dieses möglichst säurefrei ist oder aus der Zeit vor dem 19. Jahrhundert stammt.

Und wie ist das mit dem Zusammenhang zwischen Professionalität und persönlicher Mehrsprachigkeit? Aus meinem Verständnis der Romanistik bzw. des Teilfaches, wofür ich mich kompetent fühle, nämlich der Romanischen Linguistik, behaupte ich einmal ganz keck, dass hier ein sehr deutlicher Zusammenhang besteht, den ich überdies in analoger Weise auch für die oben zitierten Verbundphilologien annehmen würde: je mehr desto besser, aber auch: je weniger, desto schlechter.

Bekanntlich findet man im Vorwort („Discours préliminaire“) zur Grande Encyclopédie (publiziert im Jahr 1751) aus der Feder von Jean-Baptiste Le Rond d’Alembert (1714-1783) den sehr klar formulierten Hinweis, dass das Erlernen einer Vielzahl von Sprachen ein Hindernis („inconvenient“) ist.

für wissenschaftliches Arbeiten sei und man sich daher diese Pein (natürlich über die exklusive Verwendung des Französischen) besser ersparen möge⁹. Nun, heute ist es genau diese Verkettung (i. e. Ersparnis von *Pein* durch Verzicht auf sprachliche Mehrfach-Kompetenz), die in den Naturwissenschaften zur allgemein befolgten Maxime geworden ist.

Doch sind im Bereich der KGW die unabweislich sprachlich verfassten Untersuchungsobjekte durch keinen methodischen oder diskursiven Kunstgriff von den ebenso sprachlich verfassten Ebenen der wissenschaftlichen Analyse und der wissenschaftlichen Kommunikation zu trennen. Unsere Fachvertreter kommen also aus dem Dunstkreis des Sprachlichen bzw. aus jenem von Sprachen niemals heraus.

Angesichts dieser fatalen Omnipräsenz von Sprachlichem, der alle Fachvertreter der KGW gegenüberstehen, frage ich mich, ob nicht dafür eine gewisse Begabung notwendig oder vorauszusetzen ist. Noch deutlicher: sollte bei Kultur- und Geisteswissenschaftlern im Allgemeinen und bei Philologen im Besonderen eine über den generellen Durchschnitt hinausgehende Begabung für Sprachliches vorausgesetzt werden? Etwa so, wie man ja für jeden Instrumentalisten oder Sänger (auch hier gilt: *semper utrius sexus*) eine deutlich überdurchschnittliche Begabung für sein Tun voraussetzt und damit auch die Binsenweisheit akzeptiert, dass jemand, der „keinen Löffel“ für das Spielen oder Singen hat, es besser unterlässt, auf diesen beiden Gebieten tätig zu sein.

⁹ Die entsprechende Stelle lautet: «L'usage de tout écrire aujourd'hui en Langue vulgaire, a contribué sans doute à fortifier ce préjugé, & est peut-être plus pernicieux que le préjugé même. Notre Langue étant répandue par toute l'Europe, nous avons crû qu'il étoit tems de la substituer à la Langue latine, qui depuis la renaissance des Lettres étoit celle de nos Savans. J'avoüe qu'un Philosophe est beaucoup plus excusable d'écrire en François, qu'un François de faire des vers Latins ; je veux bien même convenir que cet usage a contribué à rendre la lumiere plus générale, si néanmoins c'est étendre réellement l'esprit d'un Peuple, que d'en étendre la superficie. Cependant il résulte de-là un inconvenient que nous aurions bien dû prévoir. Les Savans des autres nations à qui nous avons donné l'exemple, ont crû avec raison qu'ils écriroient encore mieux dans leur Langue que dans la nôtre. L'Angleterre nous a donc imité ; l'Allemagne, où le Latin sembloit s'être réfugié, commence insensiblement à en perdre l'usage : je ne doute pas qu'elle ne soit bien-tôt suivie par les Suédois, les Danois, & les Russiens. Ainsi, avant la fin du dix-huitième siecle, un Philosophe qui voudra s'instruire à fond des découvertes de ses prédécesseurs, sera contraint de charger sa mémoire de sept à huit Langues différentes ; & après avoir consumé à les apprendre le tems le plus précieux de sa vie, il mourra avant de commencer à s'instruire.» (zitiert nach der CD-ROM des Verlags Redon, 2007). Der Schreiber dieser Zeilen ist einer jener „philosophes“, allerdings des 20. bzw. 21. Jahrhunderts, dessen Gedächtnis ganz locker mit „sept à huit langues“ *belastet* ist: siehe dazu die Note 19 in Goebel 2010.

Nun, ich nehme einmal an, dass vor allem bei den Philologen und damit auch (bzw. erst recht) bei den Romanisten eine überdurchschnittliche Grunddisposition für Sprachliches vorliegt und damit jene Voraussetzungen bestehen, auf denen Mehrsprachigkeit *alacriter* erworben und lebenslang aufrechterhalten werden kann. Leute dieses Schlages sollten also aus diesem sehr persönlichen Grund den mit *English only* verbundenen Sirenentönen der fortan grenzenlos-einfachen Kommunikation „locker“ widerstehen und damit d'Alemberts *inconvenient*-Anmutung Lügen strafen können.

Sollten...! Tun sie das wirklich?

Nach diesen Präliminarien erlaube ich mir, ein eindeutig *deontisch* gemeintes Plädoyer: nämlich dafür, dass just die Romanisten sich den Herausforderungen der persönlichen Mehrsprachigkeit ganz bewusst zu stellen haben, wobei es angesichts der Zeichen unserer Zeit völlig fraglos ist, dass daneben auch tadellose Englisch-Kenntnisse Platz haben müssen. Unter keinen Umständen dürfen aber diese auf Kosten der Kenntnisse im Französischen, Italienischen oder Spanischen (etc.) gehen. Es geht hier um die bewusste Verteidigung einer den Zwecken unserer Wissenschaft dienenden Mehrsprachigkeit.

Nur in Klammern: in der europäischen Bildungsgeschichte findet man den Typus des „Polyglotts“, dem man im Idealfall – wie dies etwa beim mythenumrankten Bologneser Kardinal Giuseppe Gaspare Mezzofanti (1774-1849) geschah – die Kenntnis mehrerer Hundertschaften von Sprachen zuschrieb¹⁰. Ein etwas bescheidenerer Fall liegt mit Johann Andreas Schmeller (1785-1852), dem Begründer bayerischer Dialektologie, vor, der im Jahr 1815 angesichts der drohenden Kulturdominanz des Französischen eine kleine Schrift mit dem bezeichnenden Titel „Soll es eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben?“ herausgab. Darin plädierte er, natürlich vor dem Hintergrund des damals frisch in die Gänge gekommenen Bildungsideals des Neuhumanismus, dafür, dass ein „anständiger“ Intellektueller neben drei alten Sprachen (= Latein, Griechisch und Hebräisch) auch die folgenden vier modernen Sprachen beherrschen sollte: Deutsch, Englisch, Französisch und Russisch. Schmeller hat damit seinen Zeitgenossen die Latte sehr hoch gelegt, doch hat er immerhin recht deutlich gesehen, dass mit einer drohenden Monoglossie (zugunsten des Französischen) in den Köpfen der Gebildeten des eben angebrochenen 19. Jahrhunderts die Errungenschaften des (von der

¹⁰ Anhand der erhaltenen Quellen kann für Mezzofanti eine vertiefte (= „gute“) Kenntnis nur für 22 Sprachen nachgewiesen werden: cf. Hofer 1994, passim.

Aufklärung und der parallelen Verwendung vieler Sprachen gekennzeichneten) 18. Jahrhunderts in Gefahr waren, vergessen zu werden.

3. Mehrsprachigkeit als Frage (und Resultat) des generellen Habitus eines Wissenschaftlers

Ich darf am Ende meiner akademischen Karriere aus meiner Erfahrung heraus feststellen, dass wir alle Produkte spezieller, stets aber zeitgeist-abhängiger Strömungen und Moden sind, und auch mit einer gewissen Abgeklärtheit hinzufügen, dass nicht alle unter uns dazu berufen sind, hier einen eigenständigen Weg einzuschlagen oder im Konfliktfall sogar Widerstand zu leisten. Doch ist es allzumal höchst nützlich und ertragreich, sich zu vergegenwärtigen, dass auch „die Wissenschaft“ ein sozial determinierter Prozess ist und nach den in allen Sozietäten üblichen Normen und Regelmäßigkeiten abläuft. Denn genau das liegt auch beim Umsichgreifen von *English only* vor.

Ich beginne erneut mit einer jüngst vorgefallenen Episode: ich wurde von englischen Kollegen gebeten, zu einem bei Oxford University Press (OUP) für englische Romanistik-Studenten geplanten Einführungsband die Redaktion eines Kapitels zur Geolinguistik zu übernehmen. Klarerweise würde diese Einführung auf Englisch erscheinen. Immerhin gibt es zu dieser Textsorte auf dem deutschen Buchmarkt seit langer Zeit viele analoge Specimina, was ja angesichts der langen und soliden Tradition der deutschen Romanistik nicht weiter erstaunt. Erstaunt haben mich aber gewisse sprachliche Formal-Vorgaben von OUP. So ist vorgesehen, dass jedem im laufenden Text zitierten romanischen Wort eine englische Übersetzung sowie jedem zitierten romanischen Satz nicht nur eine englische Übersetzung, sondern auch eine grammatische Strukturanalyse beizugeben ist.

Nun findet man in unseren deutschen Einführungen Zitierfälle wie lat. CĀMPU > frz. *champ* oder lat. COLLOCĀRE > altfrz. *colchier*, wobei aber in aller Regel vorausgesetzt wird, dass der (germanophone) Leser entweder schon weiß, was die Wörter *champ* oder *colchier* bedeuten, oder ganz explizit bereit ist, sich dieses Wissen eigenständig und eigenverantwortlich durch Nachschlagen in einem Wörterbuch zu verschaffen. Anders, ja ganz anders ist die Grundphilosophie bei OUP: hier wird ein sprachlich völlig unbedarfter Leser vorausgesetzt, dem zudem der kleinste Kontakt (und die damit verbundene geistige Irritation) mit einer nichtenglischen Äußerung sofort und auf kürzestem Weg „aus dem Weg“ geräumt werden muss. Dabei spielt es offenbar keine Rolle, daß auf diese Weise ein überaus schwerfälliger Gesamttext entsteht. Auf meine erstaunte Rückfrage bei den englischen Romanistik-Kol-

legen wurde mir mitgeteilt, dass solche Praktiken bei OUP absolut „eisern“ seien und zudem den Absatz der solcherart getexteten Bücher in anderen anglophonen Ländern erleichtern.

Hier wird also für den Leser in der Tat eine Art „Anzug“ (= *habit*, *Habitus*) bereitgehalten, in den dieser dann wirklich schlüpfen muss. So wie auch der Niemeyer-Verlag bei der Edition des „Lexikons der Romanistischen Linguistik“ durch die generalisierte Hereinnahme von vier romanischen Sprachen neben Deutsch den Habitus-Erwartungen bzw. -Dispositionen seiner (meist deutschsprachigen) Leser entsprochen hat. Doch wird aus diesem Vergleich sofort klar, wo bzw. mit welchem System der heute in den öffentlichen Diskursen so oft evozierten Mehrsprachigkeit *de facto* mehr gedient ist.

Verlage und sonstige Instanzen, die das Leben von Wissenschaft zu begleiten pflegen, haben bei der Diffusion von *English only* eigentlich überall die Rolle eines treibenden Motors. Auch im deutschen Sprachraum wird ja – zumal von den großen Verlagen – immer mehr auf Publikationen ausschließlich in Englisch gedrängt, wobei solche Bräuche sogar im Bereich der bei uns muttersprachlichen Philologien (= Germanistik) und auch der nationalen Historiographien um sich greifen. Intern versprechen sich die Verlage davon höhere Absatzziffern und damit Gewinne; nach außen wird den Herausgebern und Autoren eine größere „internationale Sichtbarkeit“ in Aussicht gestellt, wobei letztere kurioserweise auf das nach den Befunden der Bibliometrie¹¹ wirksamste Mittel der zeitnahen Rezeption¹² ihrer Beiträge verzichten müssen, nämlich auf postversandfertige und typographisch ansprechend gestaltete Sonderdrucke.

Mit dem Begriff der „internationalen Sichtbarkeit“ hantieren aber nicht nur die Verlage, sondern auch die Forschungsförderungsorganisationen (wie

¹¹ Cf. Havemann 2009 und die vorzügliche -Darstellung der Bibliometrie in der deutschen Wikipedia: <http://de.wikipedia.org/wiki/Bibliometrie>.

¹² Rezeption bedeutet hier „(tatsächlich) gelesen werden“. Die Biblio- bzw. auch die Szientometrie zeigt, dass die Rezeption eines KGW-Beitrags einer exponentielle Kurve mit einem starken Links-Verschub entspricht, wobei der nach rechts abfallend auslaufende Schwanz verschieden lang sein und sogar punktuelle Anstiege haben kann. Die absolute Häufigkeit der zeitnahen Rezeption beziffert sich im Durchschnitt auf kleine einstellige Beträge, wobei die Frage der Sprache eine nur sehr geringe Rolle spielt. Wenn also den Autoren über die Verwendung von Englisch wahre Rezeptions-Wunder versprochen werden, so ist das angesichts der empirischen Evidenzen glatter Hohn. Auch frage ich mich, ob die Maximierung der eigenen Rezeption die wichtigste Motivation ist, die viele von uns antreibt. Bei mir war bzw. ist das ganz bestimmt nicht der Fall. Ich hatte am wissenschaftlichen Tun und Lassen einfach Freude bzw. dafür ein unstillbares Interesse.

der FWF für Österreich, die DFG für Deutschland oder der SNF für die Schweiz) und in deren Nachfolge die Führungsinstanzen vieler Universitäten. Damit verbunden sind natürlich quantitative Instrumente wie die oft erwähnten Zitier-Indizes, ferner über das Netz ermittelbare Impakt-Maßzahlen¹³ und in letzter Instanz auch Ranking-Listen von Zeitschriften, die diesen (und damit auch allen darin dereinst erscheinenden Beiträgen) *ex ante* drei Güteklassen zuweisen, wovon wiederum viele Geldgeber ihre jeweiligen Förderungen abhängig machen.

Diese Techniken sind primär natürlich bei den Naturwissenschaften und nicht im Bereich der KGW entstanden; sie mögen dort auch ihre förderliche Nützlichkeit haben. Dies hat auch damit zu tun, dass Methoden, Erkenntnisse und Themen im Bereich der Natur- und Ingenieurwissenschaften stets *weltweit* und synchron relevant sind; dagegen haben dieselben Faktoren bei den KGW jeweils nur Bedeutung für *Teile dieser Welt* und sind zudem syn- und diachron – um nicht zu sagen pan-chron – relevant. Ganz abgesehen von den *diskurs-* und *identitäts-*spezifischen Wertigkeiten von KGW-Elaboraten, wozu es bei den Natur- und Ingenieurwissenschaften absolut kein Pendant gibt.

Es gibt also sehr viele gute Argumente, die oft nur mit Zähneknirschen akzeptierte parallele Existenz der *two cultures*¹⁴ nicht nur bejahend zur Kenntnis zu nehmen, sondern auch den schwächeren Part der beiden im wissenschaftspolitischen Alltag entschieden zu verteidigen.

Ein wesentliches Kapitel der heute allüberall beobachtbaren Forschungspolitiken stellen die für den Nachwuchs vorgesehenen Ausbildungspfade dar. Dazu gehören Doktorandenprogramme, länderübergreifende Kooperationen, Austauschprogramme und Ähnliches mehr. In allen Fällen müssen dazu Anträge gestellt und diese wiederum von Experten begutachtet werden. All das läuft unter dem Generalbegriff der (Förderung von) *Exzellenz*, den ich – ganz ehrlich gesagt – für einen absoluten Talmi-Begriff (im Sinne eines Blindspiegels, *miroir aux alouettes*) halte und demnach schon nicht mehr hören kann.

Ganz besonders in Österreich hat sich dabei die Praxis etabliert, dass diese Anträge – abgesehen von ganz seltenen Ausnahmen – von den Nachwuchsforschern auf Englisch eingereicht werden müssen. Als primäre Rechtfertigung dafür wird meist angegeben, dass es nur so möglich sei, auf ein möglichst großes Reservoir von Gutachtern zuzugreifen. Zudem wurde und

¹³ Ich weise hier nur auf die Methode nach (Anne-Wil) Harzing hin. Siehe dazu: <http://www.harzing.com/pop.htm>.

¹⁴ Ich spiele hier auf den Titel des bekannten Buches von Charles Percy Snow (1959¹, 1998²) an.

wird vom österreichischen FWF immer wieder darauf hingewiesen, dass angesichts der Kleinheit Österreichs und seiner Forschungslandschaften diese Begutachtungen immer von Ausländern gemacht werden müssten. Anfangs konnten das auch Deutsche, Schweizer oder sonstige des Deutschen mächtige Kollegen sein; immerhin verhalten sich innerhalb des Länderverbunds D-A-CH die beiden Außenstellen (= D und CH) zu Österreich wie 11:1. Doch hat die semiotisch ganz heimtückische und *de facto* folgenschwere Ankoppelung des Begriffes *Exzellenz* an die Super- und Einzig-Sprache *Englisch* im Lauf der Zeit dazu geführt, dass in der FWF-Praxis auch den außerösterreichischen Gutachtern mit deutscher Mutter- oder Zweitsprache letztendlich weniger Vertrauen als den anglophonen Kollegen entgegengebracht wurde.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an eine mehrmals vom FWF auch zur Außendarstellung verwendete Linien-Graphik, die die diachrone Entwicklung der aus verschiedenen Teilen der Welt erhaltenen Gutachten darstellt. Darauf war zu sehen, dass der Anteil der aus Deutschland und der Schweiz eingelaufenen Gutachten kontinuierlich nach unten abgesunken und jener aus anglophonen Ländern ebenso stetig angestiegen ist. Beides wurde vom FWF als großer Erfolg gewertet.

Ich habe im Zuge meiner achtjährigen Referenten-Tätigkeit beim FWF auf die mit solchen Wertungen gerade für die KGW verbundenen Gefahren – die im Grunde ja echte *Brandmarkungen* sind – mehrfach hingewiesen und bin dabei stets auf totales Unverständnis der meist aus dem Bereich der Naturwissenschaften stammenden Führungskräfte gestoßen.

Wie auch immer: die Lektion sitzt allenthalben, nicht nur in Österreich. Wo es um *Exzellenz* (samt *Internationalität* in deren Kielwasser) geht, kommt auch für die KGW nur *Englisch* in Frage; alle anderen Sprachen sind unzumutbar und unverständlich bzw. scheint es dafür keine als wissenschaftlich „exzellente“ einzustufenden Experten mehr zu geben.

Sind jene Fachkollegen, die tatsächlich Förderungs-Anträge in 2, 3, 4 oder gar mehr Sprachen gut rezipieren und vergleichend beurteilen können, wirklich so selten geworden oder werden sie von den Leitungsinstanzen der Forschungspolitik nur einfach ignoriert oder beiseite geschoben? Vielleicht wird trotz des veröffentlichten Bekenntnis-Geschreis rund um die Mehrsprachigkeit realiter gar nicht mehr daran geglaubt, dass es *in scientiis* multiple Sprachkompetenzen tatsächlich gibt oder geben kann?

Ein Blick zurück: im Alten Österreich, das wie die heutige EU auf Ge-
deih und Verderb mehrsprachig war, wurde von den staatlichen Instanzen – oft gegen den erklärten Willen der jeweiligen substaatlichen bzw. (ethno)nationalen Eliten – die persönliche Mehrsprachigkeit der Beamten und

Offiziere mit allen Mitteln gefördert. Und es wurde das Gegenteil (= Unlust beim Erlernen neuer Sprachen) entsprechend bestraft. Offiziere, die bei Versetzung zu einem neuen Regiment die ihnen fallweise unbekanntes Sprachen dieses Regiments nicht binnen dreier Jahre nachlernten, wurden prinzipiell vom militärischen Avancement ausgeschlossen. Die sehr genau geführten Personalblätter der k. u. k. Armee belegen deutlich, dass deren Offizierskorps in für heutige Begriffe kaum nachvollziehbarer Weise mehrsprachig war¹⁵.

Gymnasiallehrer konnten für ihre (meist drei) Stammfächer, wozu sie zunächst in der Sprache A die Lehrbefugnis erhalten hatten, durch entsprechende sprachliche Nachqualifikationen die Lehrbefugnis auch in weiteren Sprachen (B, C etc.) erwerben und damit Anspruch auf ganz besonders gut besoldete Stellen im Gesamtgebiet der Monarchie erheben.

Nicht zu vergessen ist dabei das vom Monarchen abwärts überaus polyglott auftretende Herrscherhaus, deren Mitgliedern dabei nach heutigen Begriffen die Funktion von *role models* zukam.

Nur so nebenbei: in den 70-er Jahren habe ich im französischen Rundfunk ein Interview mit Otto Habsburg (1912-2001), dem vor ein paar Jahren verstorbenen Sohn des letzten österreichischen Kaisers (Karl I., 1887-1922), gehört, worin er dem erstaunten Reporter die Genese seiner eigenen, sehr diversifizierten Sprachenkenntnisse erklärt hat. Die Quintessenz dieses Berichts war einfach: er, Otto, habe nichts anderes getan, als die Sprachen seiner „Untertanen“ zu lernen, um mit diesen nach altem feudalem Brauch „auf gleicher Augenhöhe“ kommunizieren zu können. Dabei ist hinzuzufügen, dass unter *Untertanen* die Bewohner jener Gebiete zu verstehen waren, wofür sich die Mitglieder des Hauses Habsburg nach feudalen Prinzipien zuständig fühlten (und dies zum Teil noch immer tun).

(Offenbar steckt im Romanisten Hans Goebel [geb. 1943] noch ein gutes Stück alter Feudalität, da auch er mit seinen „Untertanen“ [= den Romanen *tutti quanti*] „auf gleicher Augenhöhe“ kommunizieren will, wie eingangs dargelegt worden war.)

Angesichts der vom Marketing und anderen verkaufsorientierten Disziplinen immer wieder festgestellten Wirksamkeit passender *role models* frage ich mich schon lange, wo denn in der EU-Öffentlichkeit solche Vorbild-Figuren für persönliche Mehrsprachigkeit auftreten. Ich konnte solche weder in Brüssel, noch in den diversen Presse-Berichten zu den vielfachen Tätigkeiten der EU-Organen und schon gar nicht in Österreich selber ausmachen. Weder in der gedruckten Presse, noch in Radio und Fernsehen wird der persönlichen

¹⁵ Cf. dazu Goebel 1999, passim.

Mehrsprachigkeit (von Abgeordneten, Politikern, Experten etc.) ein besonderes Augenmerk geschenkt. Abgesehen von den in regelmäßigen Abständen ausbrechenden Klagen über die angeblich so hohen Kosten der im Rahmen der EU zu erledigenden Übersetzungsarbeit sind nichtenglische Sprachen im EU-Raum eigentlich kein Thema. Ihr Leben verläuft unterhalb der Wahrnehmungsschwelle der „Gewichtigkeit“: sie sind nicht (ge)wichtig genug.

Weiter oben ist von Doktorats- und Kooperationsprogrammen für Jungforscher die Rede gewesen. Einerseits. Und andererseits auch davon, dass im Alten Österreich ein ganzer Berufsstand aus gutem Grund lebenslang Sprachen lernen musste. Dass zwischen diesen beiden Welten ein riesiger Kontrast besteht, wird dann deutlich, wenn man bedenkt, dass es bei den diversen internationalen Kooperations-Modellen praktisch nie vorgesehen (und finanziell eingeplant) ist, dass die aus dem Land A stammenden Kooperations-Partner bei ihrem Aufenthalt im Land B die dortige Sprache lernen. Das betrifft auch genuin linguistisch ausgerichtete Projekte, wo allüberall fleißig nur via *English only* kommuniziert und geforscht wird und auf gemeinsamen Meetings nicht einmal ansatzweise die Kunst der multiplen Kommunikation in mehreren Sprachen geübt wird.

Mir ist ein derartiges internationales Kooperations-Projekt von innen her sehr gut bekannt, das von einem auch in persönlicher Hinsicht absolut vorbildhaften Spezialisten für Mehrsprachigkeit ausgearbeitet und finanziell „an Land gezogen war“⁶. Leider ist dieser Herr¹⁶ unmittelbar darnach verstorben und konnte daher die Umsetzung seiner Pläne weder mitbestimmen noch erleben. Er, der auf den von ihm veranstalteten Tagungen alle kollektiven Ansprachen stets in vier Sprachen gestaltete und in ebensoviel Sprachen publizierte und edierte, hätte sich im Grab umgedreht, wenn er von der lähmenden *English only*-Monoglossie erfahren hätte, in der nach seinem Tod unter Anwendung der von ihm entwickelten Methoden über Probleme der europäischen Mehrsprachigkeit geforscht und kommuniziert wurde.

4. Engpassführungen des monoglotten Habitus

Auch hier wieder eine Episode zur Einstimmung: ich kooperiere seit einiger Zeit mit spanischen Freunden im Rahmen der Dialektometrie, wobei mein Beitrag darin besteht, iberoromanische Daten mit meinen Methoden zu verarbeiten. Klarerweise sind die daraus erwachsenden Publikationen in Kooperation zu erstellen. Bei den Überlegungen rund um die Wahl von Zeit-

¹⁶ Es handelt sich um meinen langjährigen Freund Peter Nelde (1942-2007).

schrift und Sprache wurde mir wiederholt von meinen spanischen Freunden mitgeteilt, dass man vonseiten ihrer jeweiligen Universitäten wünsche, dass deren Mitglieder präferentiell in *ausländischen* und sprachlich *englischen* Zeitschriften publizierten. Daraus wäre in meinem Fall, wo im eingangs beschriebenen Sinn kulturraumübergreifend kooperiert wurde, die Absurdität entstanden, dass just jene Sprachen (hier: Spanisch oder Katalanisch), die hinsichtlich des Themas und der vorrangig daran interessierten Leserschaft in erster Linie für eine Publikation in Frage kommen, *par ordre du mufti* ausgeschlossen werden¹⁷.

Im vorliegenden Fall haben wir uns auf eine französische Publikation in der „Revue de Linguistique Romane“ geeinigt.

Und weiters: im Rahmen meiner dialektometrischen Arbeiten konnte ich mehrmals auch mit Statistikern und Genetikern kooperieren und publizieren. Mein Beitrag bestand vor allem in der Beibringung EDV-lesbarer sprachgeographischer Daten aus der Romania, *in concreto* aus den in der Romanistik bestens bekannten Sprachatlantent ALF („Atlas linguistique de la France“, 1902-1910) und AIS („Atlante italo-svizzero“; recte: „Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz“, 1928-1940). Klarerweise mussten diese beiden nicht-englischen Titel in den betreffenden Publikationen¹⁸ zitiert werden. In beiden Fällen musste ich – durchaus mit Unterstützung meiner in sprachlichen Dingen sehr sensiblen Publikationspartner – bei den sich sehr hartnäckig gerierenden Zeitschriften-Editoren durchsetzen, dass die betreffenden Titel in den Originalsprachen erscheinen konnten. Die eingangs verlangte Alternative war zuerst die Ausmerzung der nicht-englischen Diktionen in den beiden Zitaten und dann die Beifügung einer Übersetzung: *Atlas linguistique de*

¹⁷ Noch eine Reflexion, die mir seit langem am Herzen liegt. Ich sehe zwischen Wissenschaft und Kultur keinen prinzipiellen Unterschied und bin daher der Meinung, dass im Bereich der KGW jeder intentional *wissenschaftliche* Beitrag auch einer ist, der die *kulturellen* Patrimoneien der Beteiligten (nach Autoren, Themen und nach Sprachen) vermehrt. Insofern sind die erwähnten Hindernisse, zu spanischen Themen auf Spanisch in spanischen Zeitschriften zu publizieren, im Grunde *auto-läsionistische* Maßnahmen (hier: des spanischen Staates), die an Freud'schen Selbsthass denken lassen.

¹⁸ Es handelt sich um die folgenden zwei Publikationen:

- 1) mit Oden, N. L. / Sokal, R. R. / Fortin, M.-J.: Categorical Wombling: Detecting Regions of Significant Change in Spatially Located Categorical Variables. In: *Geographical Analysis* 25 (1993) 316-336.
- 2) mit Scapoli, C. / Sobota, S. / Mamolini, E. / Rodriguez-Larralde, A. / Barraï, I.: Surnames and Dialects in France: Population Structure and cultural evolution. In: *Journal of Theoretical Biology* 237 (2005) 75-86.

la France wurde also eine Zeit lang als störend, die original nirgends belegte Diktion *Linguistic Atlas of France* hingegen als akzeptabel empfunden.

Man kennt ja die in solchen Zeitschriften üblichen exklusiv englischen Bibliographie-Listen. In den Naturwissenschaften mag das ja angehen. Doch in Zeitschriften, die sich mit sprachlichen und historischen Belangen befassen, erzeugen solche absolut ungerechtfertigten Engpassführungen eine gefährliche Illusion. Und zwar dahingehend, dass es eine als absolute Referenz fungierende „Welt“ gäbe, in der nur in einer Sprache gedacht, gelesen, geforscht und publiziert wird: *extra Anglicam linguam nulla salus scientifica*. Der hier oft bemühte Vergleich mit Aldous Huxleys *Brave new world* (publiziert 1932) hat meines Erachtens einen nur schwachen Metaphernwert für die hier vorliegende Monstrosität, die im Namen einer Praxis begangen wird, von der es immer heißt, dass sie im „Dienst der Wahrheit“ stehe.

Noch ein Wort zu einem für Linguisten eigentlich nahe liegenden Thema. Zwar verdanken – soweit wir wissen – Sprachen ihre Existenz primär der Notwendigkeit der zwischenmenschlichen *Kommunikation*. Doch darf hier – soweit das für diese lang zurückliegenden Zeiten überhaupt noch eruierbar ist – der Begriff *zwischenmenschlich* nicht mit *global* (im Sinn von *weltweit*) verwechselt oder gar damit gleichgesetzt werden. Die Vorgängerformen der rund 6000 heute bekannten Sprachen sind in Kleingruppen entstanden, wobei die dabei auftretenden kommunikativen Energien für die Herstellung sowohl einer gruppen-internen Konvergenz als auch einer gruppen-externen Divergenz investiert wurden. Mit anderen Worten: der „tiefere Sinn“ dieser Glottogenesen bestand *ab ovo* auch darin, dass eine gegebene Sprache *nicht* von allen Bewohnern der damaligen Welt verstanden wurde. *Horribile dictu*: doch ist das eine jener Grund-Konditionen, die uns in die Wiege gelegt worden waren.

In der Bibel ist von dieser Banalität in zwei antagonistisch zu verstehenden Episoden die Rede: bei der Schilderung der „Babylonischen Sprachenverwirrung“ (1. Buch Moses [Genesis] 11) und bei jener des „Pfingstwunders“ (Apostelgeschichte [des Lukas] 2). Zuerst wird die Menschheit strafweise mit einem generellen und fatalen „Kannitverstan“ konfrontiert, dann aber mit der Möglichkeit, sich trotz der fehlenden sprachlichen Einheitlichkeit durch das Dazwischentreten einer höheren Macht verstehen zu können. Im Luthertext liest man dazu klipp und klar: (Apostelgeschichte 2, Vers 4): „und sie wurden alle voll des heiligen Geistes und fingen an zu predigen mit andern Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen.“

Der zitierte *Geist* ist der *Heilige* (= Spiritus Sanctus), der hier als universeller Sprachenlehrer auftritt. Oft habe ich den Eindruck, als fehlte den mo-

dernen Wissenschaftslandschaften das Wehen eines solchen Geistes. Oder man hätte vergessen, nach welchen Prinzipien diese Welt „verfasst“ ist.

5. Epilog

Zurück zur eingangs geschilderten Episode des englischen Mails aus Neapel. Ich zitiere dazu aus dem Antwort-Mail der italienischen Kollegin wörtlich: „*Gentile Prof. Goebel, la ringrazio del messaggio e mi scuso per [non, HG.] averle scritto in italiano. Ormai scrivere in inglese è diventato una sorta di automatismo.*”

Wenn Linguisten ihre Kommunikationsakte als *semper ubique* in Englisch abzuführenden *automatismo* auffassen, dann ist das ein klarer Hinweis darauf, dass ihnen eines fehlt: das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer angesichts der sprachlichen Buntheit unserer Welt unentbehrlichen Sprach-*Kultur*. Und auf die Pflege einer solchen sollte man just als Romanist stets ein besonderes Augenmerk legen.

6. Bibliographische Referenzen

- Goebel, Hans, 1999. „Die Sprachensituation in der Donaumonarchie“, in: Ohnheiser, Ingeborg / Kienpointner, Manfred / Kalb, Helmut, (eds.). *Sprachen in Europa*. Sprachsituation und Sprachpolitik in europäischen Ländern. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft, 33-58 (mit 2 Ausfaltkarten).
- Goebel, Hans, 2010. „*English only* und die Romanistik – ein Aufschrei“, in: Schröder, Hartmut / Bock, Ursula, (eds.). *Semiotische Weltmodelle*. Mediendiskurse in den Kulturwissenschaften. Festschrift für Eckhard Höfner zum 65. Geburtstag. Münster: LIT, 189-214.
- Havemann, Frank, 2009. *Einführung in die Bibliometrie*. Berlin: Gesellschaft für Wissenschaftsforschung. Auch als Download verfügbar: <http://www.wissenschaftsforschung.de/Havemann2009Bibliometrie.pdf>
- Hofer, Markus, 1994. „Sprachgenies – Mythos und Wirklichkeit am Beispiel des Bologneser Kardinals Giuseppe Gaspare Mezzofanti (1774-1849)“, in: *Quo vadis, Romania?* 3, 51-62.
- Lausberg, Heinrich, 1956. *Romanische Sprachwissenschaft*. Vol. I. Einleitung und Vokalismus. Berlin: Walter de Gruyter.

Hans Goebel

- Rohlf, Gerhard, 1966. *Einführung in das Studium der romanischen Philologie*. Allgemeine Romanistik, französische und provenzalische Sprachwissenschaft. Heidelberg: Winter. 2. verbesserte Auflage.
- Schmeller, Johann Andreas, 1815. *Soll es eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben?* Kempten: Dannheimer (neu hgg. von Ludwig M. Eichinger und Helmut Schaller. Grafenau: Morsak 1988).
- Snow, Charles Percy, 1998². *The two Cultures*. With Introduction by Stefan Collini. Cambridge: Cambridge University Press.

Die Nischenfächer für Deutsch als internationale Wissenschaftssprache und die Zukunftsperspektiven¹

Ulrich AMMON, Duisburg

Inzwischen ist in der Fachwelt weithin bekannt, dass Englisch heute die dominante internationale Wissenschaftssprache ist (z.B. Skudlik 1990; Ammon 1998; 2000; 2001). Außerdem wissen Fachleute, dass andere Wissenschaftssprachen nur in den Geisteswissenschaften, allenfalls in den Sozialwissenschaften, aber nicht mehr in den Naturwissenschaften noch eine bescheidene internationale Rolle spielen. Dies gilt auch für die einstigen Weltwissenschaftssprachen Deutsch und Französisch, die vor hundert Jahren dem Englischen gleichrangig waren, deren Gebrauch sich aber heute sogar in den Geisteswissenschaften weitgehend auf die Kommunikation innerhalb der eigenen Sprachgemeinschaften beschränkt. Dabei liegen einzelne Fächer als Sonderfälle auf der Hand, wie die Germanistik (des Deutschen) und die Romanistik (des Französischen), mit der Neigung zur jeweils eigenen Sprache auch für die internationale Kommunikation.

Ich konzentriere mich in diesem Beitrag auf Deutsch als internationale Wissenschaftssprache und gehe der Frage nach, in welchen Fächern Deutsch international noch eine bedeutende Rolle spielt (oder Stellung hat). Aufgrund einschlägiger Vorarbeiten (vgl. vor allem Ammon 1998) beschränke ich mich dabei auf geisteswissenschaftliche Fächer, unter Absehung von der Rechtswissenschaft, ohne dieser oder einzelnen sozialwissenschaftlichen Fächern eine gewisse internationale Stellung absprechen zu wollen. Man kann all diese Fächer nach einem Terminologievorschlag Harald Weinrichs (Deutscher Bundestag 1986: 196) auch als „Nischenfächer (des Deutschen)“ bezeichnen und diese intensional weiter differenzieren in „Nischenfächer des Deutschen (nur) als sprachgemeinschaftsinterne Wissenschaftssprache“ und „des Deutschen als internationale Wissenschaftssprache“. Dabei könnten sich beide

¹ Der vorliegende Beitrag stützt sich auf das entsprechende Kapitel aus der völlig neu verfassten 2. Aufl. des Buches von Ulrich Ammon, 1991. *Die internationale Stellung der deutschen Sprache*. Berlin/New York: W. de Gruyter, die 2013 oder 2014 wieder beim gleichen Verlag erscheinen soll, unter dem Titel „Die internationale Stellung der deutschen Sprache – neu.“

Gruppen als extensional – zumindest weitgehend – identisch erweisen; jedoch konnte ich diese Hypothese für den vorliegenden Beitrag nicht prüfen.

Die Nischenfächer des Deutschen als internationale Wissenschaftssprache (im Weiteren kurz „Nischenfächer“) sind für die internationale Stellung der deutschen Sprache schon deshalb sehr wichtig, weil Deutsch vor allem in der Wissenschaft einst den Rang einer Weltsprache hatte, was noch heute seinem Prestige als internationale Sprache zu Gute kommt. Die Nischenfächer werden seit ca. 30 Jahren immer wieder als – womöglich letzte – Bastionen von Deutsch als internationale Wissenschaftssprache beschworen. Jedoch mangelt es an systematischen Versuchen ihrer eindeutigen Identifizierung und näheren Untersuchung. Auch im Folgenden lasse ich notgedrungen viele Fragen unbeantwortet und somit reichlich Spielräume für weitere Forschung. Zunächst identifiziere und benenne ich die vermutlichen Nischenfächer. Danach versuche ich, sie nach ihrer internationalen Stellung in eine Rangordnung zu bringen. Daran schließe ich Überlegungen zu ihrer internationalen Stellung an, die mit Erklärungsansätzen theoretisch fundiert werden und Ansätze zu Prognosen für die zukünftige Entwicklung liefern.

Näher spezifiziert wurden die Nischenfächer erstmals von der Weinrich-Schülerin Sabine Skudlik (1990: 216), die dafür folgende 7 Kandidaten nennt: „die Theologie, die Archäologie, die Klassische Philologie“, „die Finnougristik, die Assyriologie, die Slavistik oder Indogermanistik“. Bei einer eigenen Befragung von geisteswissenschaftlichen deutschen Verlagen im Jahr 1997, die von 7 Verlagen beantwortet wurde (mehr dazu hier später), habe ich selbst die folgenden 5 Fächer als potentielle Nischen für Deutsch als internationale Wissenschaftssprache vorgegeben (Fächertrennung durch Satzzeichen; „und“ verbindet Teile desselben Faches): Klassische Archäologie (von 5 Verlagen bestätigt) sowie Klassische Philologie, Evangelische Theologie, Musikwissenschaft, Theologie insgesamt (von je 3 Verlagen bestätigt). Außerdem haben die Verlage auf meine Bitte um weitere Nennungen die folgenden 7 Fächer hinzugefügt: Philosophie (von 2 Verlagen genannt) sowie Ägyptologie, Vorderasiatische Archäologie, Vor- und Frühgeschichte, Kunstgeschichte, Judaistik, Orientalistik (von je 1 Verlag genannt; Ammon 1998: 176), womit sich die Gesamtzahl auf 12 erhöhte. Der größte deutsche Exportverlag wissenschaftlicher Literatur, Harrassowitz, hat mir für die neuere Zeit 13 ganz ähnliche Nischenfächer genannt (dankenswerte E-Mail von Direktor Knut Dorn vom 19.01.2009), und zwar eingeteilt in drei Fächergruppen in folgender Rangordnung nach der Stellung von Deutsch als Publikationssprache: 1) „eigene [deutschsprachige! U.A.] Literatur und eigene deutschsprachige Kritik und Auseinandersetzung mit ihr [Germanistik! U.A.]“; 2) „Archäologie, Religions-

geschichte, Theologie, Philosophie, Klassische Altertumswissenschaft, Musik, Kunst“; 3) „Orientalistik, Slawistik, Judaistik, Ägyptologie, Indogermanistik“.

Im Jahr 2009 führte ich per E-Mail eine Expertenbefragung durch, und zwar unter Germanistik-ProfessorInnen außerhalb des deutschen Sprachgebiets, die sich mit dem Thema ‚internationale Stellung der deutschen Sprache‘ befasst hatten (je 1 aus Australien, Brasilien, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Japan, Türkei und USA). Die im vorliegenden Zusammenhang relevante Frage lautete: „In welchen Fächern werden aus Ihrer Sicht in Ihrem Land [...] noch wissenschaftliche Publikationen auf Deutsch rezipiert?“ In den Antworten wurden insgesamt die folgenden 23 Fächer genannt (Häufigkeit der Nennung in Klammern), wobei die Germanistik sicher von allen bestätigt worden wäre, aber wegen der Selbstverständlichkeit nicht von allen genannt wurde (Fächer durch Kommas getrennt, Namensvarianten hinter Schrägstrich): Geschichte/Geschichtswissenschaft (7), Philosophie (6), Germanistik, Musik/Musikwissenschaft, Theologie (je 4), Rechtswissenschaft, Altertumswissenschaften (je 3), Allgemeine Sprachwissenschaft/Linguistik, Althilologie/Klassische Philologie, Archäologie, Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft, Soziologie (je 2), Hermeneutik, Indologie, Iranistik, Islamwissenschaften, Kulturologie, Multikultur, Philologie der nah- und fernöstlichen Sprachen, Politologie, Theaterwissenschaft und Terminologiewissenschaft (je 1).

Für eine kürzliche umfangreiche Befragung zur „internationalen Positionierung der Geisteswissenschaften in Deutschland“ (gemeint sind die in Deutschland vertretenen Geisteswissenschaften) haben die Exploratoren die folgenden 9 Fächer ausgewählt: Afrikanistik, Ägyptologie, Islamwissenschaften und Arabistik, Germanistik, Geschichte, Kommunikations- und Medienwissenschaft, Kunstgeschichte, Musik oder Musikwissenschaft sowie Religionswissenschaft (Behrens/Fischer/Minks/Rösler 2010: 5). Wenngleich sie weder als Nischenfächer von Deutsch als internationale Wissenschaftssprache spezifiziert noch genaue Auswahlkriterien angegeben werden, legt die Intention der Untersuchung doch eine in diese Richtung gehende Auswahl nahe. Beeinflusst war die Untersuchung vom Wissenschaftsrat in Deutschland, auf dessen *Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland* die Autoren hinweisen (Behrens/Fischer/Minks/Rösler 2010: 5; Wissenschaftsrat 2006). Nach der Auffassung des Wissenschaftsrates (2006: 15f.) „stellen deutsche Wissenschaft und Sprache zentrale Bezugspunkte dar und genießen weltweit hohes Ansehen“ in den Fächern Altertumskunde, Ägyptologie und Altorientalistik. Ähnlich charakterisierte der Wissenschaftsrat auch die Germanistik und die Philosophie, in denen Deutsch „noch heute

internationale Kongresssprache“ sei, ebenso wie „auf dem Gebiet der Altorientalistik und Ägyptologie“, und „Fachliteratur wird in den beiden letztgenannten Disziplinen in der Regel nicht in andere Sprachen übersetzt.“ Dies sind also offenbar nach Einschätzung des Wissenschaftsrates 5 Nischenfächer des Deutschen, wenn der Terminus auch nicht gebraucht wird.

Tabelle 1 liefert einen Überblick über alle soweit genannten Fächer einschließlich der Untersuchungen und Quellen sowie der Gesamthäufigkeit der jeweiligen Nennung.

	Skudlik 1990	Ver- lage 1997	Wissen- schaftsrat 2006	Harras- sowitz 2009	Experten 2009	Behr- ens u.a. 2010	N
(Klass.) Archäol.	x	x		x	x		4
Ägyptologie		x	x	x		x	4
Germanistik			x	x	x	x	4
Musik(wiss.)		x		x	x	x	4
Philosophie		x	x	x	x		4
Theologie	x	x		x	x		4
Altertumswiss.			x	x	x		3
Kunstgeschichte		x			x	x	3
(Alt)Orientalistik		x	x	x			3
Klass. Philologie	x	x			x		3
Geschichte					x	x	2
Islamwiss.					x	x	2
Judaistik		x		x			2
Slawistik	x			x			2
Afrikanistik						x	1
Assyriologie	x						1
Evang. Theologie		x					1
Finnougristik	x						1
Hermeneutik					x		1
Indogermanistik				x			1
Indologie					x		1
Iranistik					x		1
Kulturologie					x		1
Komm.-/ Medienwiss.						x	1
Kunst				x			1
Linguistik					x		1
Literaturwiss.					x		1
Multikultur					x		1
Nah-/fernöst. Philol.					x		1
Politologie					x		1
Rechtswiss.					x		1
Religionswiss.						x	1
Soziologie					x		1
Theaterwiss.					x		1

Terminologiewiss.					x		1
Vorderasiat Archäol.		x					1
Vor- /Frühgeschichte		x					1

Tab. 1: Nischenfächer von Deutsch als internationale Wissenschaftssprache nach verschiedenen Untersuchungen und Quellen (Rangordnung nach Gesamthäufigkeit der Nennung; alphabetisch bei gleicher Gesamthäufigkeit)

Vereinzelt sind die Fächernamen in der Tabelle gekürzt, z.B. „Islamwiss.“ für „Islamwissenschaft und Arabistik“. Außerdem sind gewisse Fächerüberschneidungen unverkennbar oder könnte man die fachliche Eigenständigkeit in Frage stellen. Dennoch wird man die 14 Mehrfachnennungen als eine Art Kernbestand potentieller Nischenfächer annehmen dürfen, also: Germanistik, (Klassische) Archäologie, Ägyptologie, Musik(wissenschaft), Philosophie, Theologie (je 4 Nennungen, $n=6$), Altertumswissenschaft, Kunstgeschichte, (Alt)Orientalistik, Klassische Philologie (je 3 Nennungen, $n=4$) sowie Geschichte, Islamwissenschaft, Judaistik und Slawistik (je 2 Nennungen, $n=4$). Manche davon lassen sich unter größeren Dächern zusammenfassen, wie vor allem unter ‚Geschichte‘ oder auch enger unter ‚Alte Geschichte‘. Dabei formieren sich die folgenden deutlich unterscheidbaren 5 Fächer oder Fächergruppen: Germanistik, Musik(wissenschaft), (Alte) Geschichte (einschließlich Archäologie, Ägyptologie, Altertumswissenschaft, Kunstgeschichte, Altorientalistik, Klassische Philologie), Philosophie und Theologie (einschließlich Islamwissenschaft, Judaistik).

Ein Teil dieser Fächer wird durch weitere Befunde der in Tabelle 1 einbezogenen Online-Befragung bestätigt (Behrens/Fischer/Minks/Rösler 2010; [www.his.de/publikation/bericht – abgerufen 07.04.2011](http://www.his.de/publikation/bericht-abgerufen-07.04.2011); Kurzfassung Fischer/Minks 2010), woran sich 1.030 Wissenschaftler in Deutschland (Rücklauf 22%) und 181 in Australien, Großbritannien und USA (Rücklauf 14%) beteiligten (Behrens/Fischer/Minks/Rösler 2010: 4f.). 6 der einbezogenen 9 Fächer gehören zum obigen Kernbestand von 14 Fächern, nämlich Germanistik, Ägyptologie, Geschichte, Kunstgeschichte, Musik(wissenschaft) und Islamwissenschaft, während 3 von keiner der anderen Quellen für Tabelle 1 genannt werden, sich aber teilweise mit dortigen Nennungen überlappen: Afrikanistik, Kommunikations- und Medienwissenschaft, Religionswissenschaft.

Die Antworten der Wissenschaftler Australiens, Großbritanniens und der USA wurden in Behrens u.a. (2010) aus statistischen Gründen nicht nach Fächern differenziert. Für die zusammengefassten 9 Fächer ergaben sich die folgenden Proportionen der „Fremdsprachen, in denen Geisteswissenschaft-

ler(innen) aus Australien, Großbritannien und den USA am häufigsten wissenschaftliche Veröffentlichungen lesen (Mehrfachnennungen, Befragte aus dem Ausland, in %)“: Französisch 69, Deutsch 59, Italienisch 21, Spanisch 17, Niederländisch 12 (Behrens/Fischer/Minsks/Rösler 2010: 32). Zwar bleibt etwas unklar, ob damit sämtliche Fremdsprachen gemeint sind, in denen die Probanden überhaupt Texte lesen, oder nur diejenigen, in denen sie am häufigsten Texte lesen (vgl. die divergierende Formulierung in Behrens/Fischer/Minsks/Rösler 2010: 31 unten gegenüber 32 Tabellenbeschriftung); jedoch ist eindeutig, dass mehr als die Hälfte (59%) Deutsch nennen. Somit rangiert Deutsch zwar hinter Französisch (69%), aber deutlich vor allen anderen Fremdsprachen. Dass 100% der Informanten Texte in der eigenen Sprache (Mutter- oder Zweitsprache), also in Englisch, lesen, versteht sich von selbst. Demnach ist also Deutsch noch heute, zusammen mit und hinter Französisch, verbreitete wissenschaftliche Lektüresprache im „inneren Kreis“ (Kachru 1986; Crystal 2003) der angelsächsischen Staaten, dicht hinter Französisch und mit größerem Abstand vor Italienisch, Spanisch und Niederländisch. Schade, dass bezüglich dieses Befundes keine Aufteilung in einzelne Fächer möglich war.

Die Antworten der Wissenschaftler in Deutschland auf die gleiche Frage, in welchen „Fremdsprachen“ sie „am häufigsten wissenschaftliche Veröffentlichungen lesen (Mehrfachnennungen, Befragte aus Deutschland)“ verweisen auf dieselben internationalen Wissenschaftssprachen wie bei den angelsächsischen Wissenschaftlern: Englisch 97%, Französisch 65%, Italienisch 32%, Spanisch 17% und Niederländisch 14% (Behrens/Fischer/Minsks/Rösler 2010: 32). Dabei versteht sich wieder von selbst, dass 100% dies auch in der eigenen Sprache, also in Deutsch tun. Auch die Rangordnung der Sprachen ist – unter Berücksichtigung der jeweils eigenen Sprache – in beiden Fällen gleich.

Die befragten Wissenschaftler aus Deutschland maßen Deutsch als Wissenschaftssprache je nach Fach oder Fächergruppe eine unterschiedliche internationale Stellung zu, wobei die Antwort „nur im deutschsprachigen Raum von Bedeutung“ als Verneinung einer internationalen Stellung interpretiert werden darf. Dabei ist zu beachten, dass die Frage sich hier nicht auf die Lektüre beschränkt. Tabelle 2 zeigt die Befunde in der Fächerezusammenfassung von Behrens/Fischer/Minsks/Rösler (2010: 33), und zwar in der (von mir hergestellten) Rangordnung nach der Summe der beiden ersten Spalten. Außer in der Germanistik sehen die Probanden auch eine nicht unbedeutende internationale Stellung von Deutsch, vereinzelt sogar als *Lingua franca*, in der Musikwissenschaft, Geschichte und Kunstgeschichte.

	Lingua franca	Gleichbedeutend mit anderen Wissenschaftssprachen	Geringere Bedeutung als andere Wissenschaftssprachen	Nur im deutschsprachigen Raum von Bedeutung
Germanistik	66	13	5	16
Musik(wiss.)	9	51	23	17
Geschichte	5	38	28	29
Kunstgeschichte	6	29	45	20
Afrikanist./Arabist./Islamwiss./Ägyptol.	-	28	42	30
Komm.-/Medienwiss.	1	9	24	66
Gesamt	24	28	22	26

Tab. 2: Stellung von Deutsch als internationale Wissenschaftssprache in verschiedenen Fächern nach Einschätzung von Fachvertretern in Deutschland in Prozent (nach Behrens/Fischer/Minks/Rösler 2010: 33)

Für die 3 anglophonen Länder (Australien, Großbritannien und USA) ergibt sich – wieder ohne Fächerdifferenzierung – ein weitgehend kompatibler Befund (Tab. 3), so dass die beiden Einschätzungen sich erneut gegenseitig stützen.

	Lingua franca	Gleichbedeutend mit anderen Wissenschaftssprachen	Geringere Bedeutung als andere Wissenschaftssprachen	Nur im deutschsprachigen Raum von Bedeutung
Insgesamt ohne Germanistik	1	31	37	31
Insgesamt	8	32	33	27

Tab. 3: Stellung von Deutsch als internationale Wissenschaftssprache in 8 bzw. 9 geisteswissenschaftlichen Fächern nach Einschätzung von Fachvertretern in Australien, Großbritannien und USA in Prozent (Behrens/Fischer/Minks/Rösler 2010: 33)

Zusätzliche Einzelstimmen, auch aus den qualitativen Interviews mit je 1 Vertreter der 9 Fächer in den 3 anglophonen Ländern und je 1 Vertreter Japans von 5 dieser Fächer, passen in dasselbe Bild. So bemerkt z.B. eine Musikwissenschaftlerin aus den USA: „Every serious American and British musicologist has to learn German.“ (Behrens/Fischer/Minks/Rösler 2010: 39) Weiter stellen Fischer/Minks (2010: 10f.) fest, dass Deutschkenntnisse eher notwendig seien in der „islamischen Mystik“ und der „Bibelforschung“ als „für andere Gebiete der Religionswissenschaft“ und fassen die Befunde insgesamt so zusammen, dass „Lesekompetenz in der deutschen Sprache in vielen Bereichen noch heute unabdingbar ist“, nämlich für „die Ägyptologie, die Arabistik/Islamwissenschaft, die Kunstgeschichte, die Musikwissenschaft, die Religionswissenschaft und natürlich die Germanistik“.

Auch in meiner eigenen Expertenbefragung bestätigten die Informanten die Notwendigkeit von Lesekenntnissen in Deutsch für die im Wesentlichen gleichen Fächer, z.B. in Australien: „An unserem Institut [an der University of Sydney! U.A.] werden seit Jahren Lesekurse in Deutsch für Akademiker angeboten. In diesen Kursen sitzen Kollegen vor allem aus der Archäologie, den Altertumswissenschaften, den Islamwissenschaften, der Indologie, der Iranistik, der Geschichte, die sagen, es gäbe nach wie vor nie übersetzte Wissenschaftsliteratur, die so grundlegend ist, dass man sie einfach auf Deutsch lesen muss.“ (DAAD-Lektor Andreas Jäger, E-Mail 21.01.2009) Professor Brian Taylor, der diese Lesekurse durchführte, fasste in späterer Korrespondenz mit mir die Auffassung der zu jener Zeit promovierenden Kursteilnehmer der Fächer „klassische Archäologie, römische Geschichte und mittelalterliche Geschichte“ folgendermaßen zusammen: „[T]here's a huge body of literature on all aspects of my thesis topic in German.“ (E-Mail 24.03.2010)

Weiteren Aufschluss zum Thema dieses Beitrags liefert die schon zu Anfang des Kapitels erwähnte und in Tabelle 1 einbezogene Fragebogenerhebung im Jahr 1997 unter deutschen Verlagen, die mit Hilfe von Bibliothekaren der Universitätsbibliothek Duisburg im Hinblick auf die potentiellen Nischenfächer ausgewählt wurden. Angeschrieben wurden die 10 Verlage: Dr. Rudolf Habelt (Bonn), Otto Harrassowitz (Wiesbaden), Peter Lang (Frankfurt a. M.), Konrad Theiss (Stuttgart), Georg Olms (Hildesheim), Dr. Hans Schneider (Tutzing), Schott Musik International (Mainz), Franz Steiner (Stuttgart), B. G. Teubner (Stuttgart) und Philipp von Zabern (Stuttgart), von denen 6 den Fragebogen ausfüllten und einer brieflich und unvollständig antwortete. Bei allen Antworten handelt es sich um intuitive, nicht durch Statistiken gestützte Einschätzungen.

Zunächst sollten folgende Fächer „nach der internationalen Stellung des Deutschen in eine Rangordnung“ gebracht werden (durch Zuordnung von Zahlen): Klassische Archäologie, Musikwissenschaft, Klassische Philologie, Evangelische Theologie, Theologie insgesamt. Anschließend wurde um Nennung weiterer Nischenfächer gebeten, die mit beigefügten Zahlen in die zuerst hergestellte Rangordnung eingepasst werden sollten, entweder durch höhere Zahlen (= niedrigere Ränge) oder Dezimalbrüche (0,5 = vor 1; 1,5 = zwischen 1 und 2; 1,3 und 1,6 = beide Fächer zwischen 1 und 2 usw.). Tabelle 4 stellt die Ergebnisse zusammenfassend in Form einer Rangordnung dar. Dafür wurden die Fächer geordnet, und zwar zunächst nach Häufigkeit der Nennung (Zahlen in Klammern) und bei gleich häufiger Nennung nach Summe der Rangzuweisungen. Das Gleichheitszeichen zeigt einen aufgrund

dieser Kriterien gleichen Rangplatz an (alphabetische Anordnung auf gleichem Rang).

1. Klassische Archäologie = Klassische Philologie (5)
2. Evangelische Theologie (3)
3. Musikwissenschaft (3)
4. Theologie insgesamt (3)
5. Philosophie (2)
6. Ägyptologie = Vorderasiatische Archäologie = Vor- und Frühgeschichte (1)
7. Kunstgeschichte (1)
8. Judaistik (1)
9. Orientalistik (1)

Tab. 4: Nischenfächer von Deutsch als internationale Wissenschaftssprache nach Einschätzung deutscher Fachverlage (Rangordnung; die im Fragebogen vorgegebenen Fächer sind unterstrichen)

Wenn auch das Ergebnis sicher beeinflusst ist von den Vorgaben im Fragebogen (vgl. die Rangplätze der unterstrichenen Fächer) wie auch von der fachlichen Spezialisierung der Verlage, von denen mehrere betonten, sie könnten nur für die von ihnen vertretenen Fächer sprechen, so ist doch die beträchtliche Übereinstimmung mit anderen Nennungen von Nischenfächern bemerkenswert. 9 Fächer wurden auch von anderen Quellen genannt, 8 davon sogar von 2 oder mehr anderen Quellen, und die 3 übrigen (Evangelische Theologie, Vorderasiatische Archäologie, Vor- und Frühgeschichte) überlappen sich mit anderweitig genannten (vgl. Tab. 1).

In der dritten Frage wurden die Verlage um Nennung derjenigen Sprachen gebeten, die neben dem Deutschen (um dessen Nischenfächer es ging) international ebenfalls „eine wichtige Rolle spielen“. Sprachen, „die eine stärkere internationale Stellung haben als das Deutsche“, sollten unterstrichen werden. Tabelle 5 gibt einen Überblick über die Sprachangaben zu den Fächern. Dabei wird der Rangordnung in Tabelle 4 gefolgt, jedoch sind Fächer mit identischem Sprachenprofil zusammengedrückt.

Klassische Archäologie	E> (2), E=(1), E(2)-F(4)-I(3)-NG(1)-S(1)
Klassische Philologie	E> (2), E(3)-F(4)-I(3)-S(1)
Evangelische Theologie	E(3)-N(1)
Musikwissenschaft	E> (1), E(2)-F(2)-I(2)-S(1)
Theologie insgesamt	E> (1), E(1), F(2), I(1), S(1)
Philosophie = Orientalistik	E(1), F(1)
Ägyptologie = Vorderasiatische Archäologie = Vor- und Frühgeschichte	E=(1), F(1), I(1)
Kunstgeschichte	E(1), F(1), I(1)

Judaistik	E (1), H (1)
Orientalistik	E (1), F (1)

Tab. 5: Internationale Wissenschaftssprachen außer Deutsch in den Nischenfächern des Deutschen nach Einschätzung deutscher Fachverlage

(E = Englisch, F = Französisch, H = Hebräisch, I = Italienisch, N = Niederländisch, NG = Neugriechisch, S = Spanisch; nachgestellt „>“ bedeutet die ausdrückliche Angabe ‚wichtiger als Deutsch‘, nachgestellt „=“ ‚gleich wichtig wie Deutsch‘; bei Zahlengleichheit alphabetische Anordnung)

Nur Englisch hielten die deutschen Verlage für wichtiger als Deutsch. Daneben nannten sie aber weitere Sprachen, was im Einklang steht mit den vorausgehenden Befunden, dass Nischenfächer des Deutschen meist zugleich solche vor allem des Französischen sind, aber auch des Italienischen, Spanischen oder Niederländischen, während sich Hebräisch und Neugriechisch auf Einzelfächer beschränken.

Gewisse Anhaltspunkte für die gesuchten Nischenfächer von Deutsch liefern auch Bibliotheksbestände nicht-deutschsprachiger Universitäten. Ein möglicher Indikator sind hier z.B. die Sprachen der abonnierten Zeitschriften. Allerdings liegen mir dazu nur – wiederum nicht ganz aktuelle – Daten von der University of North Carolina, Chapel Hill (USA), und auch nur für 2 Fächer bzw. Fächergruppen: der Klassischen Archäologie sowie zusammengefasst der Klassischen Philologie und Klassischen Geschichte. Im Zweifelsfall wurde die Zuordnung zu den Sprachen nach dem Zeitschriften-Untertitel getroffen, z.B. *Akroterion. Quarterly for the Classics in South Africa* → Englisch, *Germania. Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts* → Deutsch. (Tab. 6).

	Klassische Archäologie	Klassische Philologie und Klassische Geschichte
Englisch	39	207
Deutsch	22	104
Französisch	17	105
Italienisch	17	70
Andere Sprachen	13	144

Tab. 6: Sprachenanteile der Zeitschriften für Klassische Archäologie sowie zusammengefasst Klassische Philologie und Klassische Geschichte an der Bibliothek der University of North Carolina, Chapel Hill, im Jahr 1996 (nach *Classical Periodicals in Davis Library* 1996; fachliche Zuordnung durch den örtlichen Archäologen Gerhard Koepfel)

In Wirklichkeit war die Stellung von Deutsch allerdings bescheidener, als sie hier erscheint, weil die Zeitschriften mit deutschsprachigem Titel auch

anderssprachige, vor allem englischsprachige Beiträge enthielten; ebenso die Zeitschriften mit französisch- oder italienischsprachigem Titel. Dagegen fanden sich in Zeitschriften mit englischsprachigem Titel kaum anderssprachige Beiträge. Dennoch indizieren diese Zahlen, auf schmaler empirischer Basis, eine gewisse internationale Stellung von Deutsch und anderen schon zuvor bestätigten Sprachen in den besagten Fächern.

Bei einem Versuch, repräsentativeren Aufschluss über die Bibliotheken außerhalb des deutschen Sprachgebiets zu gewinnen, wandte ich mich wieder den US-Hochschulbibliotheken zu, und zwar zur Gewährleistung einerseits scharfer Testbedingungen (denn die USA stehen im Ruf, andere Sprachen als Englisch zu vernachlässigen) und andererseits globaler Repräsentativität (die das gewissermaßen wissenschaftliche Zentrum der heutigen Welt am ehesten versprach). Die tatsächlichen Bibliotheksbestände erschienen mir allerdings weniger aussagekräftig, weil vielleicht teilweise veraltet, als Idealvorstellungen von einem ausgewogenen Bestand, wie sie sich in Anleitungen für Bibliothekare zum Aufbau von US-Hochschulbibliotheken finden, mit den für die einzelnen Fächer vorgeschlagenen Titeln. Die renommiertesten derartigen Anleitungen sind Sheehy (1976/80/82) und Balay/Carrington/Martin (1996) – letztere auch noch die aktuellste im Jahr 2012 (Beratung durch John Rutledge, Fachbibliothekar an der University of North Carolina in Chapel Hill, NC). Vor allem die für fragliche Nischenfächer des Deutschen genannten grundlegenden Werke („reference works“: Überblicksliteratur, Nachschlagewerke) sollten Anhaltspunkte liefern zur internationalen Stellung von Deutsch.

Für Sheehy musste allerdings die Analyse aus Gründen der Arbeitskapazität auf vier ausgewählte Fächer beschränkt werden, wofür ich die lutherische Theologie, die Archäologie, die Klassische Philologie und die Musikwissenschaft wählte (zu Details Ammon 1998: 171-175).

Zur lutherischen Theologie gelangt man über → Geisteswissenschaften → Religion → Christentum → Protestantismus → „Lutheran“ (1 von 13 protestantischen Denominationen). Der Suchpfad verrät die Kleinheit dieser Nische, in der sich gleichwohl kein einziger deutschsprachiger Titel fand – trotz des deutschsprachigen Begründers, der zudem geradezu ein National-symbol Deutschlands ist und als Bahnbrecher des heutigen Standarddeutschen gilt. Auf deutschsprachige Werke führte jedoch die umfassendere Suche über die Theologie, wo Deutsch dann immerhin unter „General Works“ und „Christianity“ mit 24 Titeln von insgesamt 257 vertreten war (9%). Ähnlich groß war der Anteil von Französisch, wogegen englischsprachige Titel erwartungsgemäß dominierten. Damit war dann doch die Theologie, wenn auch

nicht speziell die lutherische, als – allerdings kärglich besetzte – Nische von Deutsch als internationale Wissenschaftssprache belegt.

Die Archäologie findet man ausgehend von „History and area studies“ über mehrere Schritte unter „Archeology and prehistory“ sowie „Classical antiquities“. Dort sind dann von den insgesamt 71 Titeln immerhin 15 (21%) deutschsprachig (43 englisch-, 7 französisch-, 3 russisch-, 2 spanisch- und 1 ungarischsprachig) (Sheehy 1976: 603f.). Damit ist die Archäologie als Nische für Deutsch als internationale Wissenschaftssprache solide ausgewiesen. Bei näherer Betrachtung der deutschsprachigen Titel stellt man allerdings fest, dass diese sich weitgehend auf die Region des Mittelmeers und Vorderen Orients beschränken. Jedoch hat die auf diese Region ausgerichtete Klassische Archäologie die anderen Archäologien theoretisch und methodisch stark beeinflusst und bildet in westlichen Ländern vielerorts nach wie vor den Kern der ganzen Disziplin.

Für die Klassische Philologie erschienen die bei Sheehy (1976/80/82) so genannten „Classical languages“ als beste Entsprechung, die man nicht unter „Linguistics“, sondern unter „Literature“ findet. Von den dafür genannten insgesamt 68 Titeln sind 9 (13%) deutschsprachige, immerhin also ein größerer Anteil als in der Theologie, jedoch kleiner als in der Archäologie. Wieder ist der Anteil von Französisch ähnlich groß und entfällt auf Englisch der Löwenanteil. Auch für die Klassische Philologie ist damit Deutsch als internationale Wissenschaftssprache ausgewiesen. In vielen Ländern sind für das Studium der Klassischen Archäologie und der Klassischen Philologie, zumindest für höhere Abschlüsse, nach wie vor Lesekenntnisse in Deutsch obligatorisch oder werden zumindest empfohlen, neben solchen in Französisch und in einschlägigen klassischen Sprachen. Speziell in den USA werden diese Kenntnisse jedoch oft unzureichend vermittelt, aber gleichwohl zertifiziert (Hinweis von Gerhard Koeppl, Archäologe an der University of North Carolina, Chapel Hill).

In der Musik(wissenschaft) („Music“) insgesamt schließlich sind nur 7% der Titel deutschsprachig (25 von 356); allerdings ist der Anteil unter der Rubrik Bibliographien („Bibliography“) höher (22%; 11 von 49 Titeln). Die Musikwissenschaft liegt als Nische des Deutschen nahe aufgrund der weltweiten Verbreitung klassischer Musik der deutschsprachigen Länder (vgl. z.B. Ziegler 1994), der darauf bezogenen praktischen Ausbildung und vieler Hinweise auf die Wichtigkeit von Deutschkenntnissen für Musikstudien (Ammon 1991: 411-420). So ergab eine – allerdings schon betagte – Erhebung der in den USA für den Ph.D. geforderten Fremdsprachenkenntnisse (um 1970) zwar die Bevorzugung von Deutsch in den Naturwissenschaften und von

Französisch in den Sozial- und Geisteswissenschaften – bei Letzteren jedoch „except music, which had a higher percentage using German.“ Dieselbe Untersuchung weist auch darauf hin, dass die Musik-Abteilungen an den US-Hochschulen sich oft gegen die Abschaffung der „foreign language requirements“ für Ph.D-Studierende sträubten und auf Fremdsprachenkenntnissen insistierten, womit demnach vor allem Deutschkenntnisse gemeint sein mussten. (Wiltsey 1972, Part I: 55, 72 bzw. 41)

Nach der gleichen Methode wie Sheehy habe ich Balay/Carrington/Martin (1996) analysiert und dabei mehr Fächer einbezogen. Tabelle 7 gibt einen Überblick über die Anteile von Deutsch an den grundlegenden Werken in allen berücksichtigten Fächern (in den englischen Originalbezeichnungen). Die Prozentzahlen erlauben den Vergleich mit Sheehy, dessen Zahlen in eckigen Klammern hinzugefügt sind. Zwar zeigt der Vergleich in mehr Fächern Rückgänge (3) als Zuwächse (1), jedoch sind die Fächer vielleicht nicht genau gleich definiert. Für die lutherische Theologie ergab sich wieder, wie bei Sheehy, Fehlanzeige.

	Religion				Language, Linguistics, Philology	
	GW ²	TB	Ch	Lu	SL	IE
Englisch	90 (81)	93 (106)	86 (214)	100 (6)	43 (6)	71 (5)
Deutsch	4 (4)	2 (2)	4; $\Sigma = 8$ [9] (11)	- [-]	21 (3)	29 (2)
Französisch	2 (2)	2 (2)	4 (11)	-	-	-
Spanisch	-	-	-	-	-	-
Italienisch	-	-	2 (4)	-	-	-
Russisch	1 (1)	-	-	-	21 (3)	-
Andere	2 (2)	4 (4)	4 (9)	-	14 (2)	-

	Music	General History		
		Archeology and Ancient History		
		General Works	Classic Studies	Ancient Egypt
Englisch	83 (330)	74 (23)	83 (25)	83 (5)
Deutsch	8 [7] (31)	19 (6)	10 [13] (3)	17 [21] (1)
Französisch	5 (18)	3 (1)	3 (1)	-
Spanisch	2 (7)	-	3 (1)	-
Italienisch	1 (4)	-	-	-
Russisch	1 (2)	-	-	-
Andere	2 (6)	3 (1)	-	-

Tab. 7: Nischenfächer des Deutschen aufgrund von Anteilen an grundlegenden Werken (in Prozent, absolute Zahlen in Klammern, nach Balay/Carrington/Martin 1996.

² GW = General Works, TB = The Bible, Ch = Christianity (einschl. Lutheran), Lu = Lutheran, SL = Slavic Language, IE = Indo-Irania and other Indo-European Languages;

Prozente für Deutsch bei Sheehy in eckigen Klammern, unter „Religion“ die Summe von „General Works“ und „Christianity“)

Diese zusätzlichen Analysen bestätigen im Großen und Ganzen die 14 durch Tabelle 1 ausgewiesenen Nischenfächer für Deutsch als internationale Wissenschaftssprache, nämlich Germanistik, (Klassische) Archäologie, Ägyptologie, Musik(wissenschaft), Philosophie, Theologie (je 4 Nennungen), Altertumswissenschaft, Kunstgeschichte, (Alt)Orientalistik, Klassische Philologie (je 3 Nennungen) sowie Geschichte, Islamwissenschaft, Judaistik und Slawistik (2 Nennungen). Zumindest finden sich keine damit unvereinbaren Daten.

Zugleich wurden aber auch Schwächen und Lücken der Daten sichtbar. So sind die Repräsentativität der Stichproben und die Auswahl und Spezifizierung der untersuchten Fächer fraglich. Der bedenklichste Mangel ist jedoch das fast vollständige Fehlen von Beobachtungen des tatsächlichen Sprachgebrauchs, auch auf internationalen Kongressen. Hier bestehen dringende Forschungsdesiderate, auch im Hinblick auf eventuelle Fördermaßnahmen.

Entsprechend zweifelhaft sind Prognosen zur sprachlichen Zukunft der – immerhin ansatzweise identifizierten – Nischenfächer des Deutschen. Ist für sie mit dem Erhalt von Deutsch als internationale Wissenschaftssprache zu rechnen, oder – wie für das Gros der Wissenschaften – mit Sprachumstellung, vor allem auf das Englische? In Richtung Umstellung, jedenfalls auf längere Sicht, weisen diverse Äußerungen von Informanten in Behrens/Fischer/Minks/Rösler (2010), indem sie die zunächst bestätigte internationale Stellung von Deutsch nachträglich relativieren. So z.B. für das Fach Geschichte in den USA: „German is a very important language for European historians because so much high quality work is written in the language. [...] On the other hand [...] English has become the international language obviously.“ (Fischer/Minks 2010: 11) Letzteres betont auch eine Musikwissenschaftlerin, ebenfalls USA: „I think a German musicologist who does not read English cannot be internationally competitive“ (Behrens/Fischer/Minks/Rösler 2010: 39). Ebenso, ähnlich, ein britischer Islamwissenschaftler: „I suspect that German is beginning to slip quite seriously in the field and increasingly German colleagues will just write in English because they are [...] much more likely to have an impact if they write in English as if they still write in German.“ (Behrens/Fischer/Minks/Rösler 2010: 35) Andere Äußerungen verraten den schon eingetretenen Stellungsverlust von Deutsch, so z.B. die Kritik eines deutschen Ägyptologen an der fehlenden Deutschlernbereitschaft im Ausland: „Ich mache auch da durchaus dem einen oder anderen ausländischen Kollegen einen gewissen Vorwurf, dass sie da etwas lernfaul sind, denn

ich finde, das Deutsche als Wissenschaftssprache ist etabliert“ (Behrens/Fischer/Minsks/Rösler 2010: 36).

Ähnlich pessimistische Andeutungen erbrachte meine eigene Befragung von DaF- und GermanistikprofessorInnen, z.B.:

- Aus Italien: „In Italien sieht die Lage [die Stellung von Deutsch als Wissenschaftssprache! U.A.] außerhalb der Germanistik eher düster aus. Traditionelle Fächer wie Altertumswissenschaften und Philosophie können teilweise noch eine Ausnahme sein, aber langfristig kaum“ (Sandro Moraldo, E-Mail 02.01.2009).

- Aus Brasilien: „Als Wissenschafts- und Kultursprache ist das Deutsche, wenn auch relativ selten, noch in den Geisteswissenschaften geläufig, [...] aber praktisch nur unter denen, die ihre Ausbildung in Deutschland gemacht haben“ (Cléo V. Altenhofen, E-Mail 22.01.2009).

- Aus Frankreich: „Allerdings beginnt [...] die Überlegung bei Akademikern der Germanistik [...], seinen ‚internationalen‘ Publikationen zumindest gelegentlich eine englischsprachige hinzuzufügen“ (Odile Schneider-Mizony, E-Mail 15.01.2009).

- Aus der Türkei: „Jedoch gibt es in der letzten Zeit [sogar in der Germanistik! U.A.] eine leichte Tendenz dazu, in den Vorlesungen Türkisch zu sprechen. Der Grund dafür sind die immer geringer werdenden Deutschkenntnisse der Studierenden“ (Nilüfer Tapan, E-Mail 11.01.2009).

Sogar die Germanistik, die als Nischenfach wegen der Selbstverständlichkeit oft gar nicht genannt wird, ist also vor Stellungsverlusten von Deutsch nicht gefeit. Auch ein britischer Germanist meint zu den Publikationssprachen seines Fachs: „I think increasingly the Weltsprache is English, I am afraid not just Weltsprache Deutsch. But I think increasingly you have to publish either in the language of the country, and/or English.“ (Behrens/Fischer/Minsks/Rösler 2010: 38) All dies klingt mehr oder weniger deutlich nach Stellungseinbußen und Sprachumstellung. Freilich hatte Deutsch nie ein Monopol als Publikationssprache, nicht einmal in der Germanistik. Jedoch ist die Zunahme englischsprachiger Publikationen vor allem in der germanistischen Linguistik eine neuere Erscheinung. Aber sogar in der germanistischen Literaturwissenschaft gewinnt Englisch an Boden. Sein Anteil an den Publikationen lag schon Mitte der 1990er Jahre höher als der aller anderen Fremdsprachen zusammen: Deutsch 80%, Englisch 12,8%, Französisch 3,3% und Italienisch und Russisch je 1% – also alle Sprachen ohne Deutsch und Englisch zusammen 7,2% (Collins/Rutledge 1996: 76f.; vgl. auch Detering 2000).

Meine ältere Befragung von 1997 bei deutschen Verlagen zielte ausdrücklich auf die Chancen des Erhalts von Deutsch in den Nischenfächern

von Deutsch: „Wie ist die Entwicklungstendenz der internationalen Stellung des Deutschen in den wichtigsten Nischenfächern?“ Im Falle der Bestätigung einer bedeutsamen internationalen Stellung von Deutsch folgte die Bitte um Einschätzung der Stabilität dieser Stellung. Tabelle 8 zeigt, wie viele Verlage die vorgegebenen Antworten bejahten.

Entwicklungstendenz der internationalen Stellung von Deutsch in den Nischenfächern von Deutsch:

Eher zunehmend	Ziemlich stabil	Eher abnehmend
-	4	2

Gefahr des Stellungsverlusts von Deutsch in den Nischenfächern:

Kein Verlust	Verlust auf lange Sicht	Verlust auf mittlere Sicht	Baldiger Verlust
3	2	1	-
Keine Gefahr	Geringe Gefahr	Mittlere Gefahr	Starke Gefahr
3	-	3	-

Tab. 8: Zukunftsperspektiven für Deutsch als internationale Wissenschaftssprache in den Nischenfächern von Deutsch nach Einschätzung deutscher Fachverlage

Offenbar waren die Verlage uneins: Ungefähr die Hälfte hielt die internationale Stellung von Deutsch in den Nischenfächern für stabil, die andere Hälfte für – zumindest längerfristig – gefährdet. Jedoch schätzte kein Verlag den internationalen Gebrauch von Deutsch als „eher zunehmend“ ein. Auch auf verschiedenen Konferenzen zum Thema in jüngster Zeit haben Vertreter von Nischenfächern Stellungseinbußen von Deutsch bestätigt, sogar dass deutschsprachige Texte von anderssprachigen Wissenschaftlern immer weniger gelesen werden, z.B. – wie ich selbst beobachten konnte bzw. mir berichtet wurde – auf den Tagungen „Deutsch in der Wissenschaft“ (Tutzing, 10. – 12.01.2011) oder bei der Podiumsdiskussion „Ist das Erbe verspielt? Die deutschen Geisteswissenschaften im Spiegel der Welt“ (Bonn, 24.02.2010).

Jedoch steht die Entwicklungstendenz in der bisherigen Forschung weniger im Fokus als die aktuelle Lage. So haben z.B. Behrens/Fischer/Minskis/Rösler (2010) ihre umfangreiche Stichprobe nicht dazu genutzt, nach Generationen zu differenzieren. Ob wohl in der jüngeren Generation immer noch 59% der Australier, US-Amerikaner und Briten (ebd.: 32) deutschsprachige Fachliteratur lesen, womöglich sogar am häufigsten (abgesehen von englischsprachiger)? In meiner eigenen, von Stefan Michels unterstützten Befragung um 1996 von Wissenschaftlern 7 nicht-deutschsprachiger Länder (Frankreich, Japan, Niederlande, Polen, Russland, Ungarn und USA) besaßen nach eigenen Angaben Unter-45-Jährige deutlich seltener Deutschkenntnisse (60%) als

Über-45-Jährige (71%), ähnlich stand es um die Französischkenntnisse (43% gegenüber 57%), während die Proportionen bei den Englischkenntnissen – wenn auch schwach ausgeprägt – umgekehrt waren (92% gegenüber 91%) (Ammon 1998: 131). Ebenso las von den Unter-45-Jährigen (36%) ein kleinerer Teil deutschsprachige Texte als von den Über-45-Jährigen (45%), bei Englisch dagegen umgekehrt (69% gegenüber 63%) (ebd.: 135). Allerdings waren bei diesen Zählungen Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaftler zusammengefasst. Eine auf die Nischenfächer bezogene, statistisch aussagekräftige Generationen- und Tendenzanalyse fehlt bislang.

Die Spannung zwischen Stabilität und Rückgang von Deutsch in den Nischenfächern spiegelt sich auch in der Geschichte und Sprachwahl großer Nachschlagewerke. Der deutsche Althistoriker Hartmut Leppin (E-Mail 15.01.2011) hat mir grundlegende Werke und Projekte seines Faches genannt, „die Deutschkenntnisse [...] zwingend voraussetzen“:

- *Altägyptisches Wörterbuch*: enthält auch Französisches und lehnt Englisch nicht grundsätzlich ab, der Kern ist aber ausschließlich deutsch (www.bbaw.de/forschung/altaegyptwb)

- *Reallexikon für Antike und Christentum*: ausschließlich deutsch, auch wenn angelsächsische Autoren schreiben (www.akdw.nrw.de/awk/forschung/forschungsvorhaben/rac_jbac/index.php)

- *Augustinus-Lexikon*: Nebeneinander deutscher, englischer und französischer Artikel, der Benutzer muss alle drei Sprachen können (<http://www.adwmainz.de/index.php?id=39>)

- Edition und Bearbeitung byzantinischer Rechtsquellen (www.uni-goettingen.de/de/10175.html).

Andererseits jedoch liegt das traditionsreiche, vielbändige Nachschlagewerk *Panlys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaften* (begonnen 1837) neuerdings in englischer Übersetzung vor: als *BRILL'S New Pauly*, laut Verlagsprospekt „the English edition of the authoritative DER NEUE PAULY, published by Verlag J.B. Metzler since 1996“. Neuerdings sogar online: *New Pauly Online: Encyclopedia of the Ancient World*. Ebenso wird das *Lexikon der Ägyptologie* seit einiger Zeit in Kalifornien auf Englisch fortgesetzt unter dem Titel *The UCLA Encyclopedia of Egyptology*, wobei die jetzigen Bearbeiter die sprachliche Umstellung folgendermaßen begründen: „For an English reading public, the LÄ [Lexikon der Ägyptologie! U.A.] poses a number of problems. For example, most of the texts and all entry titles are in German (...)“ (www.egyptology.ucla.edu/pagefiles/encyplo-info.html – abgerufen 20.12.2010). Diese Beispiele relativieren die Aussage des Wissenschaftsrates (2006:

16), dass in der „Altorientalistik“ und „Ägyptologie“ die „Fachliteratur [...] in der Regel nicht in andere Sprachen übersetzt“ werde.

Von deutscher Seite aus versucht man neuerdings, die Außenwirkung der geisteswissenschaftlichen Forschung einschließlich der Nischenfächer zu verstärken. Diesem Ziel soll vor allem das groß angelegte Unterfangen der „Übersetzung herausragender geistes- und sozialwissenschaftlicher Werke in die englische Sprache“ dienen, das seit 2008 die Fritz Thyssen Stiftung, der VG Wort, der Börsenverein des Deutschen Buchhandels und das Auswärtige Amt unter dem Programmnamen „Geisteswissenschaften International“ mit jährlich rund 600.000,- € finanzieren (abgerufen 14.06.2011: www.boersenverein.de/de/portal/uebersetzungsfoerderung/186810).

Vermutlich fördert dieses Programm tatsächlich die Bekanntheit der deutschen geisteswissenschaftlichen Forschung im Ausland. Ob es aber auch zum vermehrten Deutschlernen motiviert, ist zweifelhafter. Auf diese Wirkung scheinen die Förderer ebenfalls zu hoffen. Vielleicht verlockt das hohe wissenschaftliche Niveau, das bei den ausgewählten Texten anzunehmen ist, einige Fachleute zum Deutschlernen, um Zugang zu noch nicht übersetzten Wissenschaftsschätzen zu finden. Jedoch könnte die Wirkung auch gegenteilig sein: Die Zugänglichkeit der bedeutendsten deutschsprachigen Veröffentlichungen, als welche die Auswahl erscheint, in englischer Übersetzung könnte dazu verleiten, sich das Deutschlernen oder gar die Pflege vorhandener Deutschkenntnisse in Zukunft zu ersparen. Welche der beiden denkbaren Wirkungen überwiegt, ließe sich nur durch empirische Untersuchungen feststellen.

Ein Indiz für die Abwendung des heutigen Weltzentrums der Wissenschaften, der USA, von der deutschen Sprache ist auch die Personalpolitik der US-Hochschulbibliotheken, zu der mir James Campbell (Fachbibliothekar für Deutsch an der University of Virginia Library, Charlottesville) schrieb (E-Mail 03.01.2011):

The truly interesting thing is that people [...], who selected books in German for many subject areas, are retiring and they are not being replaced. Our *Fachreferenten* are typically monoglots – or perhaps know a little of one European language. They will buy the occasional German book if a professor or graduate student specifically asks for it, but have neither the linguistic ability nor the knowledge of German scholarship and publishing to build collections.

This has been true for many years at less well-funded libraries, but recently has affected even elite institutions. Yale and Chicago used to

have 2-3 *Referenten* for European literatures. This last year after a retirement and a resignation they decided to make do with one person (in neither case a *Germanist* as it happens).

Der mit einer solchen Personalpolitik verstärkte Stimmungsschwund von Deutsch als internationale Wissenschaftssprache tangiert auch die Nischenfächer. Auch sie geraten in den globalen Kommunikationszusammenhang. Dies verkünden schon manche Namen von deutschen Forschungszentren wie das „Dahlem Humanities Center“ in Berlin, das sich wie folgt vorstellt: Es „bündelt die deutschlandweit einzigartige Breite geisteswissenschaftlicher Forschung an der Freien Universität.“ „Zum anderen unterstreicht die bereits aufgenommene Zusammenarbeit mit Humanities Centers an herausragenden amerikanischen und europäischen Universitäten [...] die klare internationale Ausrichtung des Centers“ (www.fu-berlin.de/sites/dhc/ – abgerufen 02.01.2011). Im globalen Kommunikationszusammenhang werden einerseits auch in den Nischenfächern die deutschsprachigen Wissenschaftler zu einer Minderheit und verlieren andererseits womöglich, was noch schwerer wiegt, die wissenschaftliche Meinungsführerschaft. Letzteres klingt z.B. an in den Worten eines italienischen Philosophen, der eine fachliche Kooperation in deutscher Sprache mit der Universität Halle pflegt: „Ich glaube, dass an unserer Uni die Tendenz, deutsche Philosophen auf Deutsch zu lesen, bleiben wird; das Problem ist nur, dass die Hegemonie der deutschen Philosophie langsam nachlässt“ (Gian Franco Frigo, Universität Padua, E-Mail 11.01.2011).

Nur in der Germanistik scheint die Stellung von Deutsch als internationale Wissenschaftssprache unerschütterlich – denn bei ihr liegt es nach Auffassung des Wissenschaftsrats (2006: 16) „schon in der Natur der Gegenstände“, dass „herausragende Forschung ohne Kenntnis der deutschsprachigen Forschungsliteratur nicht betrieben werden kann.“ Dass der Wissenschaftsrat diese Begründung mit der „Natur der Gegenstände“ auch auf die Philosophie ausdehnt, klingt weniger plausibel. Für die Germanistik jedoch erscheint Deutsch als Wissenschaftssprache ebenso „natürlich“ wie Englisch für die Anglistik oder Französisch für die Franco-Romanistik. Allerdings lassen Warnungen aufhorchen, wie z.B. der „Aufschrei“ des Romanisten Hans Goebel (2010) wegen des zunehmenden Gebrauchs von Englisch auf Romanistenkongressen. Offenbar schützt die „Natur der Gegenstände“ dagegen nicht. Ebenso hat die Natur der Gegenstände Deutsch nicht am einstigen Aufstieg zur prominenten Wissenschaftssprache der Finnougristik oder Slawistik gehindert. Dass der vermeintliche „natürliche“ Zusammenhang nicht

zwingend verbindet, wird klarer bei der Unterscheidung von Objektsprache und Metasprache. Die wissenschaftliche Metasprache muss nicht identisch sein mit der Objektsprache; so ist z.B. Englisch als Metasprache für die Objektsprache Französisch keineswegs ausgeschlossen oder ebenso wenig Deutsch für Finnisch. Allerdings kann auf die Kenntnis der Objektsprache nicht verzichtet werden – außer bei der Beschränkung auf Aspekte, die von der Struktur der Objektsprache unabhängig sind. Dafür sind z.B. die „German Studies“ in den USA berüchtigt; auch bestimmte Richtungen der vergleichenden Literaturwissenschaft begnügen sich mit Übersetzungen anstelle der Originaltexte. Dagegen ist eine andere Metasprache als die Objektsprache sogar unumgänglich, wenn die Objektsprache terminologisch nicht ausgebaut ist und daher wissenschaftlichen Anforderungen nicht genügt. Gleichwohl folgt aus diesen Überlegungen, dass kein Fachgegenstand (Objekt) „von Natur aus“ die Stellung von Deutsch als internationale Wissenschaftssprache zuverlässig schützt.

Einen vermutlich sichereren Schutz bieten für manche Fächer, speziell die Germanistik, das Interesse der eigenen Sprachgemeinschaft und die daraus erwachsende staatliche Förderung. Allerdings ist ein entsprechendes Eigeninteresse auch bei Fächern wie Finnougristik oder Slawistik anzunehmen, weshalb die jeweiligen Sprachen – zusätzlich zu Englisch – die Stellung von Deutsch als internationale Wissenschaftssprache einschränken können.

Eine weitere nicht unbedeutende Ursache für die Standhaftigkeit von Deutsch, neben staatlichem Schutz, liegt „in der Geschichte [im Sinne von Tradition! U.A.] der Disziplinen begründet“, wie es der Wissenschaftsrat (2006: 16) für die „Altertumswissenschaften“ annimmt, der man andere Nischenfächer wie Klassische Philologie, Archäologie, Theologie oder Musikwissenschaft hinzufügen könnte. Sogar für die Germanistik wirkt die Tradition zusätzlich stabilisierend.

Ungünstig ist dagegen die – wenn auch teilweise nur vermeintliche – wirtschaftliche Bedeutungslosigkeit vieler Nischenfächer oder überhaupt der Geisteswissenschaften. Bei allen anders lautenden Bekundungen – nicht enden wollend z.B. im „Jahr der Geisteswissenschaft“ in Deutschland, 2007 – bleibt deren finanzielle Förderung im Großen und Ganzen doch weit hinter derjenigen der Naturwissenschaften zurück, wobei die wirtschaftliche Geringerbewertung auch das Ansehen mindert.

Hinzu kommt schließlich als weiteres Handicap die Kleinheit vieler Nischenfächer – ausgenommen die Germanistik und vielleicht die Theologie. Die kleinen Fächer sehen sich vor allem bedrängt von Regulierungen des Studiums, neuerdings der „Bologna-Reform“ (vgl. z.B. Fischer/Minks 2010: 2

bzw. „Sterben die Spezialisten aus? Professoren kleiner Fächer sehen ihre Disziplinen durch die Bologna-Reform geschwächt“, *Welt am Sonntag* 12.12.2010: NRW 10. Siehe zur Identifizierung kleiner, aber keineswegs nur geisteswissenschaftlicher Fächer die „Potsdamer Arbeitsstelle Kleine Fächer“: www.kleinefaecher.de – abgerufen 16.02.2011). Die Kleinheit mancher Nischenfächer im Gefüge der Wissenschaften wird auch sichtbar in der oben erwähnten Analyse der Anleitung von Sheehy (1976/80/82) für den Aufbau von US-Hochschulbibliotheken. Folgt man dort z.B. für die lutherische Theologie den Klassifikationsstufen, so führen diese zunächst über 4 Großbereiche der Wissenschaften, von denen die Geisteswissenschaften einer sind. Diese werden weiter unterteilt in 8 Bereiche, mit der Religion als einem davon. Sie gliedert sich wieder in 9 Bereiche mit dem Christentum als einem davon, das dann 7-fach aufgeteilt ist, mit den protestantischen Denominationen als einem dieser Teile, und dieser zerfällt dann noch einmal in 13 Segmente, wovon einer die lutherische Denomination bzw. ihre Theologie, also die zunächst gesuchte Nische, ist. Wenn wir die Schritte bis dahin als Teilungsschritte der Gesamtmenge ‚Wissenschaftliche Disziplinen‘ auffassen (bei Vernachlässigung sonstiger Größenunterschiede), dann bildet die lutherische Theologie nur 1/26208 aller wissenschaftlichen Disziplinen. Dabei ist dies nicht einmal eine besonders kleine Nische. Falls die Kleinheit der Nischenfächer einen erhöhten Druck zur Interdisziplinarität nach sich zieht, könnte Deutsch als internationale Wissenschaftssprache von Seiten anderer Fächer zusätzlich gefährdet sein. Alles in allem weisen die Faktoren also eher in die Richtung weiterer Stellungseinbußen von Deutsch als internationale Wissenschaftssprache, auch in den Nischenfächern. Dessen sollte sich eine Sprachenpolitik, die einer solchen Entwicklung entgegen wirken möchte, bewusst sein. Außerdem aber sollte sich auf noch gründlichere Untersuchungen als die bisherigen, hier berichteten stützen können.

Zitierte Literatur

- Ammon, Ulrich, 1991. *Die internationale Stellung der deutschen Sprache*. Berlin/New York: W. de Gruyter.
- , 1998. *Ist Deutsch noch internationale Wissenschaftssprache?* Englisch auch für die Lehre an den deutschsprachigen Hochschulen. Berlin/New York: W. de Gruyter.
- , 2000. „Entwicklung der deutschen Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert“, in: Debus, F./Kollmann, F.G./Pörksen, U., (Hgg.). *Deutsch als*

- Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert*. Vorträge des Internationalen Symposiums vom 18./19. Januar 2000. Stuttgart: Steiner, 59-81.
- , (Hg.), 2001. *The Dominance of English as a Language of Science*. Effects on Other Languages and Language Communities. Berlin/New York: Mouton de Gruyter.
- Balay, Robert/Carrington, Vee F. (Anoc.)/Martin, Murray S. (Assist.), 1996. *Guide to Reference Books*. 11th ed. Chicago/London: American Library Association.
- Behrens, Julia/Fischer, Lars/Minks, Karl-Heinz/Rösler, Lena, 2010. *Die internationale Positionierung der Geisteswissenschaften in Deutschland*. Eine empirische Untersuchung. Hannover: HIS Hochschulinformationssystem (zugänglich über www.his.de/publikation/bericht)
- Collins, Joseph W./Rutledge, John B., 1996. "Köttelwesch on the Cutting Board: Analyzing the Literature of Germanistik", in: *Collection Management* 20 (3/4), 73-84.
- Crystal, David, [1997], 2003. *English as a Global Language*. 2nd ed. Cambridge: Cambridge University Press.
- Detering, Heinrich, 2000. „Deutsch als Sprache germanistischer Literaturwissenschaften. Erfahrungen und Thesen“, in: Debus, F./Kollmann, F. G./Pörksen, U., (Hgg.). *Deutsch als Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert*. Vorträge des Internationalen Symposiums vom 18./19. Januar 2000. Stuttgart: Steiner, 159-177.
- Deutscher Bundestag, Referat Öffentlichkeitsarbeit, (ed.), 1986. *Die deutsche Sprache in der Welt*. Anhörung des Auswärtigen Ausschusses am 18. Juni 1986 und Aussprache im Plenum des Deutschen Bundestages. (Zur Sache, 5). Bonn.
- Fischer, Lars/Minks, Karl-Heinz, 2010. *Die internationale Positionierung der Geisteswissenschaften in Deutschland*. Hannover: HIS Hochschul-Informationssystem (Kurzfassung von Behrens/Fischer/Minks/Rösler 2010).
- Goebel, Hans, 2010. „English only – ein Aufschrei“, in: Schröder, H./Bock, U., (Hgg.). *Semiotische Weltmodelle*. Mediendiskurse in den Kulturwissenschaften. Festschrift für Eckhard Höfner zum 65. Geburtstag. Berlin: LIT-Verlag, 189-214.
- Kachru, Braj, 1986. *The Alchemy of English: The Spread, Functions and Models of Non-native Englishes*. Oxford: Pergamon.
- Sheehy, Eugene P., [1976], [1980], 1982. [*Guide Reference Books*. 9th ed.] [*Supplement*] *Second Supplement*. Chicago: American Library Association.
- Wiltsey, Robert G., 1972. *Doctoral Use of Foreign Languages: A Survey*. 2 Parts. Princeton, NJ: Educational Testing Service.

- Wissenschaftsrat, 2006. „Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland“, in:
<http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/7068-06.pdf>
- Ziegler, Jürgen, 1994. „Die deutsche Sprache im japanischem Musikleben“, in: Ammon, U., (Hg.). *Die deutsche Sprache in Japan*. München: Iudicium, 63-68.

El español como lengua de ciencia: pasado y futuro

Bertha M. GUTIÉRREZ RODILLA, Salamanca

1. Introducción

Desde la última parte del período medieval las diversas lenguas vernáculas europeas empezaron a transitar un largo camino que finalmente las llevaría a que se las considerara como aptas para la expresión científica. A lo largo de ese camino, cuya extensión, para simplificar, se situaría entre los siglos XV y XVII -incluso XVIII-, dichas lenguas tuvieron que librar una dura batalla contra el latín, que luchaba por mantener su puesto de lengua privilegiada de los intercambios científicos. Durante ese tiempo, sin embargo, en cada dominio geográfico y lingüístico se fueron desarrollando y consolidando las distintas terminologías nacionales. Algo que no fue obstáculo para que la preponderancia de la actividad científica realizada en unos países concretos, ligada a factores de índole política, económica y social, favoreciera que algunas de esas lenguas vulgares ejercieran una gran presión sobre las restantes. Ese sería el caso del alemán y, sobre todo del francés, que llegaría a aspirar tanto en el XVIII como ya en el XIX a convertirse en lengua universal para la ciencia (Gutiérrez Rodilla 1998: 74-76).

Pero no sería el francés, sino el inglés el que ya en el siglo XX alcanzara ese estatus, como resultado de que los Estados Unidos de América pasaran a ser el centro fundamental para la investigación científica durante la segunda mitad de la centuria. Esta situación, de sobra conocida, fomenta que de forma continua se alcen voces contra los peligros que acechan a todas las lenguas que no son la inglesa. Voces tan alarmadas como lo fueron en su día las que se pronunciaron contra el francés. Si bien el tiempo demostró que este último no era aquel terrible enemigo capaz de acabar con las otras lenguas y eso podría hacernos pensar que lo mismo sucederá con el inglés, parece que entre ambas situaciones existen diferencias que determinan que los paralelismos terminen ahí y que las consecuencias puedan ser muy distintas. De lo que esbozamos en esta introducción, aplicado al caso del español, es de lo que nos ocupamos en las siguientes páginas.

2. El castellano científico hasta principios del siglo XX

El castellano fue precisamente una de las primeras lenguas vernáculas que sirvió para transmitir conocimiento especializado. No en vano, en la etapa alfonsí de las conocidas traducciones toledanas medievales, tales traducciones no solo se realizaron desde el árabe hacia el latín, sino hacia el castellano, como base del proyecto cultural del rey Alfonso. Ahí se forjaron sus primeros pasos como lengua de ciencia, en pleno siglo XIII, y seguiría avanzando por esa vía en las centurias siguientes hasta convertirse durante el XVI en una de las lenguas más importantes para la expresión científica. En ello tuvo mucho que ver la fluida comunicación que la ciencia española renacentista mantuvo con el resto de Europa, potenciada por la mentalidad humanista, así como por la pertenencia a la monarquía española de diversos territorios europeos en zonas clave para el desarrollo intelectual y científico del momento, como Italia y los Países Bajos. Todo ello trajo consigo la libre circulación de textos y su traducción a unas lenguas y otras. En concreto, más de la cuarta parte de las obras científicas españolas del siglo XVI escritas en castellano se tradujeron a otros idiomas o se reimprimieron en otros países. Sirvan como ejemplo el *Arte de navegar* (1545) de Pedro de Medina, uno de los manuales de navegación de mayor impacto en la Europa del momento, traducido al francés, italiano, holandés e inglés; la *Historia de la composición del cuerpo humano* (1556) de Juan Valverde, primera anatomía postvesaliana compuesta en castellano, que se vertería al italiano, latín y holandés; o la *Historia medicinal de las cosas que se traen de nuestras Indias occidentales...* (1565, 1574) de Nicolás Monardes, de cuya aceptación y difusión europea dan cuenta las versiones aparecidas en latín, francés, inglés, italiano y holandés (Gutiérrez Rodilla 2009: 234-235). No cabe duda de que esa etapa fue una de las más importantes de nuestra ciencia, una de las más brillantes de nuestra historia de la traducción científica y la época dorada del castellano científico que se iba desarrollando con paso firme, tanto mediante la recuperación de voces empleadas en periodos anteriores, con el mismo o distinto significado, como a través del recurso al neologismo tomando como base el griego y el latín. A pesar de la gran importancia que todavía mantenía este último como lengua privilegiada para los intercambios científicos, a medida que avanzaba el siglo el castellano se utilizaba cada vez más en las publicaciones especializadas, particularmente en algunas áreas como la navegación, la arquitectura o la ingeniería, por ejemplo. En otras, como la cosmografía, la historia natural o la medicina, la incorporación a la literatura científica en vulgar sería más lenta.

Durante el Barroco, al tiempo que continuaba la batalla entre las lenguas nacionales y el latín -que retrocedía a medida que aquellas ganaban terreno-, la ciencia vivió una fase realmente crucial en su historia: se crearon las primeras sociedades científicas estables, Galileo publicó sus principales obras, Harvey demostró la circulación mayor de la sangre, Newton revolucionó el panorama con sus *Principia Mathematica...* A pesar de ello, por razones políticas, económicas, religiosas, etc., la ciencia española del momento se mantuvo casi por completo de espaldas a estas novedades dándoles si acaso tímido paso. Solamente a finales del siglo unos pocos autores trataron de acercarse a las nuevas corrientes científicas europeas, sobre todo en el campo de la medicina y las ciencias químicas y biológicas más íntimamente ligadas a ella. Si en tales autores, más proclives al cambio, el empleo del vulgar fue la norma -favoreciendo con ello las traducciones, pero también el desarrollo del castellano especializado-, el resto se aferró al uso de la lengua latina que en cierto modo se convirtió en símbolo del tradicionalismo más trasnochado. Y ya en el siglo XVIII las diversas lenguas nacionales asumirían con fuerza el peso de la transmisión especializada; sobre todo, algunas de ellas. En relación con este punto, no hace falta explicar que cuanto más fuerte es un país económica, política e, incluso, culturalmente, más fácil le resulta a su idioma imponerse a los demás. Así sucede también en el seno del lenguaje científico: durante el siglo ilustrado, el cultivo de la ciencia en lugares como Alemania o Inglaterra tenía un buen nivel, lo que justifica la innegable importancia del alemán o el inglés en la transmisión científica. Pero era Francia la que gozaba de una mayor supremacía sobre el resto, que explica que muchos de los nuevos términos del momento se acuñaran en francés y que otras lenguas, como el castellano por ejemplo, se llenaran de galicismos (Gutiérrez Rodilla 1998: 75-79, Gutiérrez Rodilla 1999: 69-81). Tales galicismos empezaron entonces a acechar al castellano, dadas las numerosas versiones de textos científicos realizadas en España a partir del francés, no solo de textos originales en esa lengua, sino también de textos compuestos en inglés, alemán, italiano o latín, trasladados previamente al francés y desde él después al español. Unas traducciones que actuaron como puerta de entrada para numerosos cambios en todas las áreas de la ciencia y sirvieron además como acicate para la producción original española. Los encargados de llevarlas a cabo, generalmente los propios especialistas, chocaban una y otra vez contra el mismo obstáculo: la falta de términos con los que hacer equivaler los existentes en las obras originales, según se desprende de su queja continua tanto en la prensa especializada como en los prólogos de los libros traducidos. Las novedades tratadas en ellos venían acompañadas de un léxico igualmente

novedoso, que obligaba a castellanizar una serie de voces extranjeras que no se sabía cómo trasladar y a introducir gran cantidad de neologismos, causa de un debate necesario sobre la conveniencia o no de su aceptación. Todo ello despertó la conciencia lingüística de muchos autores, resueltos a poner en marcha las medidas necesarias para solventar el problema, pero despertó igualmente los recelos en muchos otros que hasta llegaron a rechazar cualquier aportación léxica proveniente del exterior (Gutiérrez Rodilla 2008b: 105).

La situación no hizo sino agravarse en el Ochocientos, etapa decisiva en lo que a la ciencia se refiere en varios países europeos, donde se produjo su institucionalización definitiva en consonancia con el interés que esa ciencia provocaba en los Estados. Tal institucionalización no se habría producido sin las investigaciones llevadas a cabo por científicos de máximo nivel como Faraday, Carnot, Berzelius, Kekulé, Mendeleev, Pasteur o Koch, por ejemplo, pero tampoco hubiera sido posible si las condiciones socioeconómicas y políticas del momento no lo hubieran permitido. España, sin embargo, inmersa en un siglo bastante complicado que comenzó con la famosa guerra de la Independencia y continuó hasta su última parte con sublevaciones, crisis continuas de gobierno y varias guerras más, perdió el carro de esos avances científicos. Únicamente en el último tercio de la centuria se realizaron esfuerzos notables a favor de la recuperación científica, sobre todo en disciplinas como la botánica, la zoología, la geología, la mineralogía y la medicina. No sucedió lo mismo con las ciencias físico-químicas y matemáticas, debido en buena medida a la precaria situación de la industria y la economía española de la época (Sánchez Ron 1999: 47-52). En cualquier caso, esos esfuerzos tendentes a la recuperación científica del país pasaron ineludiblemente por la transferencia de conocimientos desde el exterior a través de innumerables traducciones en todas las áreas del saber, acompañada del inevitable trasvase terminológico. Y aunque muchos de los científicos estaban de acuerdo en rechazar el simple y puro barbarismo, no tuvieron más remedio que sucumbir ante los neologismos, entre otras razones porque no hubo academia o institución alguna que abanderara la lucha contra la invasión terminológica o amparara las pocas iniciativas dispersas que hubo en este sentido y potenciara y planificara el desarrollo del español como lengua de comunicación científica. De ahí que la entrada de galicismos fuera constante, incluso cuando ya el francés, a finales de siglo, había perdido el puesto preponderante que había ocupado tanto tiempo y pasado a una discreta segunda o tercera posición: en buena parte de las ramas de la ciencia -de hecho en algunas como la economía ya se venía constatando desde el periodo

ilustrado (Garriga Escribano 1996)- serían el inglés, pero sobre todo el alemán, las lenguas más importantes hasta los primeros años del siglo siguiente. A pesar de ello, como el dominio de esas lenguas no era lo habitual entre los hispanohablantes, el francés seguía actuando de «puente», ya que, salvo excepciones, seguía sin traducirse directamente desde el inglés o el alemán, sino que se esperaba a que existieran las versiones francesas de los textos de que se tratara para desde ellas hacer después el traslado al español.

3. El predominio del inglés

Como sucedía en la última parte del periodo decimonónico, también a principios del XX el contacto con las principales corrientes de la ciencia dependía de la competencia lingüística de nuestros científicos, que salvo honrosas excepciones, seguía dejando mucho que desear. La creación de la Junta para la Ampliación de Estudios e Investigaciones Científicas (1907-1938) ayudó a paliar esta situación: aglutinadora de diversos centros e institutos en todos los ámbitos de la ciencia y propulsora del intercambio de nuestros investigadores con los de otros países, por medio de becas y estancias en el extranjero, permitió que estos investigadores tomaran contacto con las ideas y corrientes desarrolladas en esos lugares, pero también que mejorara el conocimiento de otras lenguas distintas a la francesa y con ello se promocionara la traducción especializada (Sánchez Ron 1999: 171 y ss.). En lo que a cuestiones lingüísticas se refiere, en el segundo tercio del siglo XX el alemán se vería desplazado por el inglés, que comenzaba ahí su imparable carrera hasta llegar a convertirse en el idioma universal de la ciencia. Una situación a la que contribuyó la cesión progresiva del protagonismo disfrutado por Europa durante mucho tiempo a favor de los Estados Unidos de América, convertidos durante la segunda mitad del siglo en el centro geográfico por excelencia de la investigación científica y sus aplicaciones. Esto explica que en los últimos ochenta años se hayan acuñado numerosos términos en inglés que han ingresado en el resto de las lenguas, aunque no justifica por sí solo la hegemonía que tal lengua ejerce sobre las demás. En efecto, no se trata ya de dónde se investiga, porque en Europa y en otros lugares del mundo se realiza una investigación de gran calidad, sino que los Estados Unidos de América controlan los medios de difusión de los resultados de esa investigación, sobre todo las revistas consideradas de alto nivel y los bancos documentales más importantes. En este sentido, resulta evidente que los efectos del inglés sobre la lengua española -como sobre todas las demás- van mucho más allá de lo meramente lingüístico y se extienden a aspectos

relacionados con la sociología del lenguaje: los científicos de habla inglesa copan los comités de redacción de las principales revistas científicas, los cargos directivos de las asociaciones científicas, los puestos más importantes en los grupos de trabajo y organismos internacionales que elaboran los protocolos que todo el mundo debe respetar... Por otro lado, la calidad científica de un trabajo se relaciona directamente con la lengua en que se publica o, dicho de otro modo, solo se considera lo que está publicado en inglés porque ésa es la manera de que a uno le citen y de entrar así en el *Science Citation Index*, que es lo único que se tiene en cuenta en las áreas de ciencias para conceder los proyectos de investigación. Esto por no entrar en la ignorancia sistemática -por no llamarla exclusión- de todas las aportaciones a la ciencia publicadas en lenguas distintas de la inglesa, lo que origina una mala asignación de prioridades en los descubrimientos o, incluso, un robo de las mismas. El inglés es, también, la lengua privilegiada en los congresos y reuniones de todo tipo entre científicos, utilizándose, incluso, como lengua de publicación en revistas científicas de lugares donde no se habla habitualmente y, además, se ha impuesto como lengua de enseñanza universitaria, al menos de determinadas carreras como medicina por ejemplo, en numerosos países (Ammon 2001, Gutiérrez Rodilla 2004: 78-79, Navarro González 2001).

Lo que estamos señalando ensombrece el futuro de los distintos idiomas científicos nacionales como se puede comprobar en los informes anuales que elabora el Instituto Cervantes sobre la situación del español en el mundo: vemos cómo el español científico continúa retrocediendo -como lo hacen el alemán, el italiano o, incluso, lenguas fuertemente apoyadas como el francés-, frente al avance del inglés. Un panorama bien distinto al que podía contemplarse hace un siglo, cuando se sentía que el francés era nuestro gran enemigo: por entonces no había bases de datos, ni revistas electrónicas, ni comisiones de evaluación, ni sexenios de investigación, ni líneas prioritarias, ni Internet... Lo que sí había, sin embargo, en una buena parte de los científicos era el prurito de querer escribir bien, de hacer un buen uso del lenguaje, de que se los comprendiera, pero salvaguardando siempre su lengua. Algo que lamentablemente hoy parece haber desaparecido.

4. Planteamientos para el futuro

La situación que hemos esbozado trae consigo serios problemas a todas las lenguas que no son la inglesa, entre ellas el español. Los hispanohablantes no somos, salvo excepciones, creadores de neología científica. Más bien somos importadores de neologismos denotativos que vienen acompañando a

los descubrimientos que se van produciendo, por lo que corremos el peligro de ser invadidos por anglicismos extraños a nuestra lengua. Sobre estos neologismos denotativos que, indudablemente, pueden estar mal formados, incluso ser aberrantes, se puede discutir cómo traducirlos o cómo adaptarlos, pero, en cualquier caso, son neologismos necesarios porque designan conceptos nuevos. Sin embargo, junto a ellos aparecen otros mucho más peligrosos, totalmente prescindibles, que vienen a competir con términos ya existentes en la lengua de llegada porque no designan realidades nuevas, sino que tan solo obedecen a una necesidad de llamar la atención o de adscribirse a un grupo de pensamiento, o bien reflejan una ignorancia absoluta por parte de quien los emplea. Son innumerables los ejemplos que podríamos aportar de este tipo de neologismos que por no ser necesarios, además de fomentar la imprecisión terminológica, pueden desencadenar un auténtico caos conceptual, como los muchos que recoge Navarro (2005) en su diccionario para el caso de la medicina. Y esto sí es verdaderamente peligroso, no ya desde el punto de vista exclusivo del lenguaje, sino desde el del propio discurso científico. En este sentido, no es infrecuente que alguien trate de explicar mediante argumentos absolutamente peregrinos que era necesaria la introducción de tal término para el que ya existía un equivalente en español porque, en realidad, hay matices que los diferencian, porque no son absolutamente sinónimos... Podemos remitirnos a las explicaciones dadas por algunos médicos para justificar la introducción de *emergencia* frente a *urgencia*, que son realmente sorprendentes (Gutiérrez Rodilla 2008a: 21).

Pero, además, el problema de la neología en lenguas muy extendidas como es el caso de la española, se agrava con las múltiples y simultáneas traducciones que se ofrecen en ocasiones para los nuevos tecnicismos ingleses en los diferentes países hispánicos. Porque aun siendo importante pensar en cómo eliminar o excluir las invasiones externas más lo es todavía plantearse cómo incorporarlas para de esa forma desactivarlas. Y no es el mejor camino, desde luego, dejar que cada uno opte por la solución que mejor le parezca. Uno de los ejemplos más conocidos es el del famoso *screening*, que se encuentra traducido en español como *detección selectiva*, *examen colectivo*, *identificación sistemática*, *cribado*, *cribaje*, *tamizaje*, *pesquisaje*, *muestreo*, *detección inicial* y *escrutinio*, por lo menos. Situaciones de este tipo tienen consecuencias muy graves sobre la propia ciencia porque suponen la imposibilidad de recuperar la información científica correspondiente a un determinado concepto en las grandes bases de datos bibliográficas: si hacemos una búsqueda, por ejemplo, sirviéndonos del término *cribado*, quedarán fuera de la información que recuperemos todos los trabajos publicados que utilicen los otros términos

(*cribaje, tamizaje, pesquisaje...*) que quizá sean importantísimos y no los consultaremos. Pero, además, las consecuencias alcanzan a la propia lengua aumentando los riesgos de fragmentación de la misma. Por esta razón no tiene sentido plantear el problema solamente en alguno de esos países o de que las respuestas sean individuales, sino que resulta imprescindible dar con una solución común para todos ellos. Ése es el pilar fundamental para que el español no pierda la posibilidad de seguir siendo en el futuro una lengua de ciencia, pero también para evitar al máximo los riesgos de ruptura: que exista una única línea de actuación en lo que a la neología se refiere en todos los países de habla hispana. Igualmente, tales países deberían ampliar sus políticas lingüísticas más allá de las acciones meramente defensivas, abriéndose a actuaciones positivas que incluyan el uso para la comunicación científica. Todo ello mediante la creación del entramado necesario que permita avanzar en la búsqueda de la unificación terminológica y la normalización, el gran caballo de batalla en los lenguajes especializados.

Es cierto que ya existen algunos organismos, redes, instituciones... que tratan de trabajar en esta línea, pero sus actuaciones no han servido de mucho. Los gobiernos -como el de España, por ejemplo- deberían tomar más en serio lo que se relaciona con el apoyo al español como lengua de comunicación, también científica, no conformándose con la queja programática referente a los obstáculos con que el castellano se encuentra en el seno de la Península Ibérica, cuando resulta urgente prestar atención a problemas mucho más serios que tiene como lengua internacional. Lo que significa, desde luego, que a estos asuntos debe destinarse un presupuesto importante; pero supone también que las personas que trabajen en ellos deben ser especialistas, pues no todo el mundo sirve para dirimir lo relativo al lenguaje científico, sino que se necesita una formación específica para ello. A pesar de ello, muchos de los que participan en esos organismos o comités lo hacen *ad honorem* y no están cualificados para desempeñar esta función. Por otro lado, los gobiernos de España y de los países hispanoamericanos tendrían que ser bastante más contundentes y expeditivos en lo que se relaciona con la lengua española y los organismos internacionales: no sólo en cuanto a su uso, además del inglés, el alemán o el francés, sino, sobre todo, en lo que tiene que ver con el almacenamiento de la información terminológica en sus bases de datos (Gutiérrez Rodilla 2004: 82), ya que tales instrumentos, mal diseñados desde el punto de vista de nuestra lengua, se han convertido en una magnífica puerta de entrada de términos aberrantes para nosotros. Precisamente las bases de datos terminológicas de los organismos internacionales constituyen uno de los puntos clave en el futuro del español

como lengua de comunicación especializada. Y no es de recibo que en ellas se le trate como si fuera un dialecto minoritario. Esto es algo que deberían comprender las Academias y el Instituto Cervantes a los que parece bastarles con contar el número de hablantes de español, cuando cualquiera con un mínimo de conocimiento entiende que la importancia internacional de una lengua se relaciona menos con su número de hablantes naturales que con el de personas que la conocen como segunda lengua, además de la suya nativa. ¿Cómo, si no, es posible que el francés, con muchísimos menos hablantes naturales que el español, siga siendo la segunda lengua en importancia en esas bases de datos internacionales? Simplemente porque es una lengua fuertemente apoyada desde el ámbito institucional. Algo, que le falta al español, a pesar de su alto número de hablantes naturales.

Un apoyo institucional que, entre otras cosas, debe pasar por motivar a los científicos para que publiquen los resultados de su investigación tanto en inglés como en español. Para ello sería necesario que en los programas de acreditación nacional, concesión de proyectos y sexenios de investigación se contemplaran y valoraran las publicaciones de calidad en español y no se despreciaran como se viene haciendo hasta ahora. Esos científicos, por otro lado, tendrían que comprender que la especialización en los dominios más vanguardistas de la ciencia no sufre ningún menoscabo porque se ocupen además del lenguaje de que se sirven a diario en sus quehaceres científicos. Solo si esos científicos caen en la cuenta de la necesidad de crear comisiones técnicas, supranacionales muchas de ellas, para trabajar sobre la terminología científica, los tecnicismos de que dispongamos en español no serán siempre consecuencia de una arbitraria imposición foránea o de una, más arbitraria aún, mala traducción a nuestra lengua. En relación con esto, es de justicia señalar la pertinencia y el interés que tiene la creación de foros de discusión especializada, como puede ser el caso, para el dominio de la medicina, de Tremédica (<http://www.tremedica.org/>) o de MedTrad (<http://www.rediris.es/list/info/medtrad.html>), dos foros electrónicos en los que profesionales sanitarios y traductores especializados procedentes de los distintos países de habla española discuten la mejor forma de introducir o de adaptar esos anglicismos tan temidos. Ése es el camino y no confiar ingenuamente en que la Real Academia Española o el Instituto Cervantes van a conseguir resolver un problema de la magnitud de éste.

No menos necesaria es la implicación en estos asuntos del mundo empresarial, que tiene una responsabilidad obvia si nos paramos a pensar en el grado de relevancia que la técnica ha alcanzado en estos momentos. Es primordial que las empresas realicen fuertes inversiones en investigación y

desarrollo que permitan a la comunidad científica hispana y a su vehículo natural de expresión, que es la lengua española, escalar posiciones en el ámbito científico pero también en el de sus aplicaciones técnicas más innovadoras. Igualmente, las empresas y laboratorios han de entender la importancia estratégica que tienen para nuestros intereses los materiales instruccionales que acompañan a los productos que comercializan. Es fundamental que en la redacción o traducción de manuales, folletos o prospectos, sea cual sea el soporte utilizado, se use un castellano correcto y no el resultado fantasmagórico de aplicar un mal programa de traducción automática, como desgraciadamente sucede a menudo.

Como deben entender -tanto ellos como las instituciones- que es vital para el español, también el científico, fomentar y potenciar su presencia en el que hace unos años se bautizó como “tercer entorno” (Echeverría Ezponda 1999), con Internet y las redes sociales a la cabeza, un espacio que continúa imparable su expansión y que exige una adaptación y transformación de las diferentes culturas y, desde luego, de las diversas lenguas. Por su estructura, es un espacio que debería ser multicultural y plurilingüístico, pero tal y como van las cosas, corre el peligro de convertirse en un ámbito propicio para el colonialismo cultural y el monolingüismo. Si queremos que no sea así, habrá que emprender acciones sociales y políticas que traten de evitarlo, entre las que se encontrarían las siguientes: potenciar la alfabetización digital de los hispanohablantes; poner en marcha instrumentos y escenarios electrónicos que permitan la difusión de programas educativos de calidad en español; fomentar la presencia de páginas en Internet y de revistas digitales, particularmente aquellas que tratan de promover nuestra lengua en la Red; favorecer el acceso electrónico a nuestras grandes bibliotecas y a la compra de libros en español, lo que serviría para conocer nuestra producción científica y de divulgación, pero también como fuente de referencias actualizadas de nuestros autores para la confección de bibliografías; y, desde luego, desarrollar portales institucionales en español, claramente organizados, con enlaces a sitios que recojan contenido actualizado y de calidad elaborado en español.

¿Estaremos todavía a tiempo de que una lengua tan importante como la española no pierda definitivamente el carro de la transmisión científica?

17 de noviembre de 2012

Referencias bibliográficas

- Ammon, Ulrich, (ed.), 2001. *The Dominance of English as a Language of Science. Effects on Other Languages and Language Communities*. Berlin-New York: Mouton de Gruyter.
- Echeverría Exponda, Javier, 1999. *Los señores del aire: Telépolis y el tercer entorno*. Barcelona: Destino.
- Garriga Escribano, Cecilio, 1996. «Notas al léxico económico del siglo XVIII», in: *Actas del III Congreso Internacional de Historia de la Lengua Española*. 2 vols. Salamanca: AHLE-Arco libros-Fundación Duques de Soria, II, 1279-1288.
- Gutiérrez Rodilla, Bertha M., 1998. *La ciencia empieza en la palabra*. Análisis e historia del lenguaje científico. Barcelona: Península.
- Gutiérrez Rodilla, Bertha M., 1999. *La constitución de la lexicografía médica moderna en España*. La Coruña: Toxo-Soutos.
- Gutiérrez Rodilla, Bertha M., 2004. «La transmisión del conocimiento especializado en lengua española», in: *Ciencia, Tecnología y Lengua Española: la terminología científica en español*. Madrid: Fundación Española para la Ciencia y la Tecnología (FECYT), 77-86.
- Gutiérrez Rodilla, Bertha M., 2008a. «La impronta de la traducción sobre el discurso científico: toda una historia», in: *Puntoycoma*, 106, 17-30.
- Gutiérrez Rodilla, Bertha M., 2008b. «La lucha por la supervivencia: la lengua de la ciencia en España en los siglos XVIII y XIX», in: Navarro, Carmen/Rodríguez Abella, Rosa María/Dalle Pezze, Francesca/Miotti, Renzo, (eds.), 2008. *La comunicación especializada*. Berna: Peter Lang, 99-118.
- Gutiérrez Rodilla, Bertha M., 2009. «Historia de la traducción científica», in: Lafarga, Francisco/Pegenaute, Luis, (eds.), 2009. *Diccionario histórico de la traducción en España*. Madrid: Gredos, 230-239.
- Navarro González, Fernando A., 2005. *Diccionario crítico de dudas inglés-español de medicina (2ª ed.)*. Madrid: McGraw-Hill/Interamericana.
- Navarro González, Fernando A., 2001. «El inglés, idioma internacional de la medicina. Causas y consecuencias de un fenómeno actual», in: *Médico Interamericano*, 20, 16-24.
- Sánchez Ron, José María, 1999. *Cinzel, martillo y piedra*. Historia de la ciencia en España (ss. XIX-XX). Madrid: Taurus.

Mehrsprachigkeit im Recht der EU – Anspruch und Realität. Ein Überblick

Sandra KUSMIERCZYK & Friedl WEISS, Wien

„Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.“ ~
Wittgenstein – Logisch-Philosophische Abhandlung (Tractatus logico-
philosophicus Satz 5.6.)

Vorbemerkungen

Sprache und Recht verbindet seit jeher ein inniges Band. Zwar wird der Rechtswissenschaft ein ganz besonders unästhetischer Gebrauch von Sprache, gar eine Vernachlässigung derselben nachgesagt, doch kaum ein Wissenschaftsgebiet hat eine engere Beziehung zur Sprache als das Recht. Es entsteht durch Sprache – es heißt nicht umsonst: Recht wird gesprochen. Die Grenzen eines Gesetzes liegen in den Grenzen der Sprache; es kann nur bei Tatbeständen und deren Rechtsfolgen wirken, die es beschreiben kann.¹ So kann man Wittgensteins berühmten Satz in „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meines Rechts“ umwandeln, ohne ihn seines Ursprünglichen zu berauben. Mit der Europäischen Union (EU) entstand erstmals ein supranationales Gebilde, das über nationale sowie sprachliche Grenzen hinweg und für mittlerweile 27 Mitgliedsstaaten mit teils sehr unterschiedlichen Rechtstraditionen Recht setzen und im Zusammenhang damit Recht sprechen kann. Im Gegensatz zu klassischen Internationalen Organisationen hat sich die EU nicht für eine oder mehrere Amts- und Arbeitssprachen entschieden. Vielmehr ist die Gleichrangigkeit aller Mitgliedsstaaten eines der fundamentalsten Prinzipien der EU und mündet direkt in der Gleichwertigkeit der Sprachen. Ein Turmbau zu Babel? Nicht unbedingt.

Zuerst muss man feststellen, dass die Mehrsprachigkeit innerhalb der EU gleich auf mehreren Ebenen rechtlich relevant ist. Man kann 3 Problemfelder unterscheiden, wie es auch drei maßgebliche Akteure in diesem Rahmen gibt:

¹ Siehe auch Paunio, Elina, Lindroos-Hovinheimo Susanna, 2010. „Taking Language Seriously: An Analysis of Linguistic Reasoning and Its Implications in EU Law“, in: *European Law Journal*, 16/2010, 395-416.

Zum einen die EU als supranationale Organisation an sich, zum anderen die Mitgliedsstaaten und schließlich die UnionsbürgerInnen.

Die erste Konfliktebene, die wir ‚vertikale Ebene‘ nennen, entsteht zwischen der Union als Organisation und den einzelnen UnionsbürgerInnen, wenn diese etwa eine Petition an das Europäische Parlament richten wollen, sich über die Rechtslage informieren oder einen an sie adressierten Bescheid bekommen. Es handelt sich also um die Kommunikation der EU mit ihren BürgerInnen und umfasst somit auch ein Element des ‚demos‘. Die besondere Schutzwürdigkeit der Möglichkeit der UnionsbürgerInnen, dies in ihrer eigenen Landessprache vornehmen zu können, erwächst vor allem auch in Anbetracht des dahinterliegenden Zieles der Teilhabe und der Rechtssicherheit, welche aus Rechtskenntnis erwächst. Dadurch gerät das vergleichsweise sehr schwache Gegenargument der erhöhten Kosten für Übersetzungsdienste völlig zu Recht ins Hintertreffen.

Die zweite Ebene, auf der sich im Hinblick auf Sprache miteinander in Konflikt tretende Interessen manifestieren, nennen wir die ‚horizontale Ebene‘. Dabei handelt es sich um Rechtsstreitigkeiten zwischen UnionsbürgerInnen und Mitgliedsstaaten, wobei sich eine der Parteien auf Unionsrecht beruft, oder zwischen Mitgliedsstaaten und der Union. Konfliktfelder ergeben sich primär zwischen dem Ziel der Etablierung des Binnenmarktes und der Achtung der sprachlichen Verschiedenheiten sowie der daraus resultierenden Partikularinteressen der Mitgliedsstaaten. Daneben gibt es durchaus auch Konflikte zwischen den Mitgliedsstaaten und der EU im Bereich des Minderheitenschutzes. In diesem Bereich stehen sich oft zwei gleichrangige ‚Werte‘ gegenüber; das Ziel ist es, einen Ausgleich der schützenswerten Interessen zu finden.

Als letzte Ebene kann man die ‚interne Ebene‘ identifizieren, auf welcher Konflikte nur mehr innerhalb der EU als Organisation selbst in Erscheinung treten, etwa im Bereich der Arbeitssprache und des Dienstrechtes. Der grundlegende Konflikt in diesem Bereich entsteht zwischen dem politischen Ziel der Gleichwertigkeit aller Sprachen und der Chancengleichheit ihrer Anwender und Praktikabilität, wobei die Kostenfrage auch eine große Rolle spielt.

Dieser Aufsatz versucht, einen gerafften Überblick über die komplexen und vielfältigen Berührungspunkte von Mehrsprachigkeit und Europarecht zu geben. Dazu orientiert er sich an der bereits aufgestellten These der drei Konfliktebenen.

Im ersten die ‚vertikale Ebene‘ behandelnden Teil wird ein Überblick über die primärrechtlichen gewissermaßen verfassungsrechtlichen Regelungen

zur Sprachenfrage gegeben. Der zweite Teil des Aufsatzes widmet sich der Thematik der Mehrsprachigkeit im Binnenmarkt, welche in etwa der ‚horizontalen Ebene‘ entspricht. Im letzten Teil widmen wir uns der ‚internen Ebene‘, somit der Thematik der Arbeitssprachen sowie des EU Dienstrechts. Da jedoch Sprache unabdingbar für menschliche Koexistenz und Kooperation ist, gibt es kaum eine Regelung oder ein Urteil, das nur eine der Ebenen berührt. So stellen die Unterkapitel mehr Schwerpunktsetzungen als klare Trennungen nach Ebenen.

Vertikale Ebene/ Primärrechtliche Regelungen/ Amtssprachen

Die EU hat zurzeit 27 Mitglieder und 23 Amtssprachen beziehungsweise authentische Sprachen, nämlich Bulgarisch, Dänisch, Deutsch, Englisch, Estnisch, Finnisch, Französisch, Griechisch, Irisch, Italienisch, Lettisch, Litauisch, Maltesisch, Niederländisch, Polnisch, Portugiesisch, Rumänisch, Schwedisch, Slowakisch, Slowenisch, Spanisch, Tschechisch und Ungarisch.² Nach dem Beitritt Kroatiens (voraussichtlich Mitte 2013) wird Kroatisch die 24. Amtssprache werden.

Der Status einer Amtssprache umfasst mehrere Elemente. So sind die Gründungsverträge, nämlich der Vertrag über die Europäische Union (EUV) und der Vertrag über die Arbeitsweise der Europäischen Union (AEUV), in jeder Amtssprache abgefasst, wobei jeder Wortlaut gleichermaßen verbindlich ist.³ Auch werden Verordnungen, also Rechtsakte von allgemeiner Geltung sowie das Amtsblatt der Europäischen Union in den dreiundzwanzig Amtssprachen abgefasst.⁴ Da Verordnungen auch in jeder Amtssprache authentisch, das heißt gleichermaßen verbindlich sind, führte dies in der Praxis bereits wiederholt zu Unklarheiten, denn gewisse Textdivergenzen sind aufgrund von sprachinhärenten Divergenzen selbst mit Hilfe der besten Dolmetscher kaum vermeidbar. Der Europäische Gerichtshof (EuGH) reagierte, indem er nicht nur die Mehrsprachenauthentizität betonte, sondern über die folgende Regeln aufstellte: Er schloss eine isolierte Betrachtung der Fassung einer Vorschrift aus und gebot, sie bei Zweifeln im Lichte der Fassungen in

² Art 55 EUV.

³ Ebd.

⁴ Verordnung Nr. 1 zur Regelung der Sprachenfrage für die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft VO 1/1958, Amtsblatt Nr. 017 vom 6. Oktober 1958, 0385–0386, Art 4 u 5 (Es handelte sich dabei um die erste Verordnung, die überhaupt von der EWG erlassen wurde).

den anderen Sprachen auszulegen und anzuwenden.⁵ Weiters stellte er fest, dass die Auslegung einer gemeinschaftsrechtlichen Vorschrift somit einen Vergleich ihrer sprachlichen Fassungen erfordert⁶ und schließlich, dass bei Textdivergenzen die europarechtskonforme Interpretation und diejenige, die die praktische Wirksamkeit am besten wahrt, zur Anwendung kommen soll.⁷ Durch diese Regeln wird die Kohärenz der unionalen Rechtsordnung in allen Sprachen gewährleistet.

Aus dem Status einer Amtssprache fließt auch die Pflicht eines Organs der Union, Schriftstücke, die es an einen Mitgliedstaat oder an einen Unionsbürger richtet, in der Sprache dieses Staates abzufassen.⁸ Umgekehrt können Schriftstücke, die ein Mitgliedstaat oder ein Unionsbürger an Organe der Gemeinschaft richtet, nach Wahl des Absenders in einer der Amtssprachen abgefasst werden; die Antwort ist folglich in derselben Sprache zu erteilen.⁹

Das letzte Element der Amtssprache findet sich in dem Recht aller Unionsbürger, sich in einer der Amtssprachen an die Organe der EU wenden zu können, sei es um eine Bürgerinitiative beziehungsweise eine Petition einzureichen oder eine Anfrage an den europäischen Bürgerbeauftragten zu richten, sowie eine Antwort in derselben Sprache zu erhalten.¹⁰ Die Union übernimmt damit die gesamte Verantwortung und den damit verbundenen Aufwand der Übersetzung in dem Bereich der Kommunikation mit den Mitgliedsstaaten und Unionsbürgern.

Zusätzlich zu den Regelungen der Amtssprachen - und daher von großer Bedeutung in Bezug auf die vielfältigen Regional- und Minderheitensprachen (wie zum Beispiel Katalanisch in Spanien oder Russisch in den baltischen Staaten) - legt Art 22 der Grundrechtecharta der EU (EGRC) fest, dass die Union die Vielfalt der Kulturen, Religionen und Sprachen achtet. Art 21 EGRC verbietet ferner ausdrücklich Diskriminierung aufgrund von Sprache. Daraus ergibt sich folgerichtig, dass in allen Verfahren vor dem EuGH für alle Prozessbeteiligten Dolmetscher hinzugezogen werden, dass die Mitglieder des Europäischen Parlaments bei Plenarsitzungen in ihrer eigenen Sprache sprechen können (mit *Simultandolmetsch*), sowie dass alle amtlichen Dokumente

⁵ EuGH Rs 19/67, Van der Vecht, Urteil vom 5.12.1967, Slg 1967, 462, 473.

⁶ EuGH Rs 283/81, CILFIT, Slg 1982, 3415, Rndnr. 18.

⁷ EuG Rs T-143/95, Ferriere Nord v Kommission, Slg 1995, II-917 ff.; EuGH Rs C-219/95 P Ferriere Nord v Kommission, Slg 1997, I-4411.

⁸ Verordnung Nr. 1 zur Regelung der Sprachenfrage für die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft VO 1/1958, Amtsblatt Nr. 017 vom 6. Oktober 1958, S. 0385–0386, Art 3.

⁹ Ebd., Art 2.

¹⁰ Art 24 AEUV.

der EU in alle Amtssprachen übersetzt werden.¹¹ Letztlich erklärt die Union im Vertrag von Lissabon in Art 3 Abs 3 EUV den Schutz und die Entwicklung der Sprachenvielfalt ausdrücklich zu ihrem Ziel: „Sie wahrt den Reichtum ihrer kulturellen und sprachlichen Vielfalt und sorgt für den Schutz und die Entwicklung des kulturellen Erbes Europas.“

Um das europäische Rechtsgebilde für UnionsbürgerInnen möglichst transparent zu gestalten und den Zugang zu erleichtern, ist ein Bekenntnis zur Mehrsprachigkeit in der europäischen Rechtsetzung und Verwaltung unerlässlich. Eine zentrale Rolle bei der EU-Sprachpolitik spielt auch die Steigerung der europäischen Wettbewerbsfähigkeit durch das Beherrschen zweier zusätzlicher Sprachen neben der Muttersprache. Die Tätigkeiten der Mitgliedsstaaten im Bildungswesen werden insbesondere in den Bereichen Fremdsprachenerwerb und Verbreitung der EU-Sprachen unterstützt und ergänzt.¹²

Sprache und Binnenmarkt/ horizontale Ebene

Das Ziel des Binnenmarktes ist die Schaffung eines einheitlichen Marktes, in dem der freie Verkehr von Waren, Dienstleistungen, Kapital und Personen unter bestimmten Bedingungen gewährleistet ist¹³ und innerhalb dessen die europäischen Bürger sich ungehindert niederlassen und einer Arbeit, einer Ausbildung oder einer unternehmerischen Tätigkeit nachgehen können. Diesem Ziel gegenüber birgt die Mehrsprachigkeit Europas natürlich eine Vielfalt an Konfliktpotentialen. Insbesondere haben sich einige materiell-rechtliche Problemfelder im Binnenmarkt und den in ihm geltenden vier Grundfreiheiten ergeben, welche nachfolgend dargestellt werden sollen.

Warenverkehrsfreiheit

Im Rahmen der Warenverkehrsfreiheit¹⁴ ergeben sich auf den ersten Blick zwar die wenigsten Verknüpfungspunkte mit der Sprachenproblematik, da Waren und nicht Menschen im Vordergrund stehen, dennoch gab es eine ganze Reihe von Fällen, die sich mit mehrsprachiger Etikettierung und Bedie-

¹¹ Scherb, Johannes, 2012. „Amts- und Arbeitssprachen der EU“; in Bergmann, Jan (Hg.), *Handlexikon der Europäischen Union*. Baden-Baden: Nomos, 53-57, 56.

¹² Art 165 Abs 2 AEUV.

¹³ Art 26 AEUV.

¹⁴ Art 34 EUV.

nungsanleitungen¹⁵ auseinandersetzen. Der dahinterstehende Konflikt besteht primär zwischen der Errichtung eines Binnenmarkts und den Interessen des Verbraucherschutzes.

Ein zentraler Streitpunkt war dabei Art 14 der Richtlinie 79/112, welcher vorsah, dass keine Lebensmittel in den Verkehr gebracht werden, bei denen die einschlägigen Produktangaben „nicht in einer dem Käufer leicht verständlichen Sprache abgefasst sind, es sei denn, die Unterrichtung des Käufers ist durch andere Maßnahmen gewährleistet.“ Die Rechtsfrage, die im Rahmen der sogenannten Piageme Judikatur¹⁶ geklärt wurde, betraf die Auslegung der Bestimmung einer „dem Käufer leicht verständlichen Sprache,“ das heißt, was genau darunter zu verstehen sei. Der Gerichtshof kam zu dem binnenmarktfreundlichen Schluss, das Ziel von Art 14 sei es, die Unterrichtung des Verbrauchers zu gewährleisten und nicht, den Gebrauch einer bestimmten Sprache vorzuschreiben.¹⁷ Vielmehr haben die nationalen Gerichte „in jedem Einzelfall zu beurteilen, ob die zwingenden Angaben in einer anderen als der in dem betreffenden Mitgliedstaat oder Gebiet hauptsächlich verwendeten Sprache von den Verbrauchern dieses Gebietes leicht verstanden werden können“.¹⁸ Dieser Linie blieb der EuGH auch in seinen weiteren Urteilen treu¹⁹, was für einige politische Unzufriedenheit sorgte, insbesondere in Frankreich.²⁰

Daraufhin kam es zu einer Änderung der Richtlinie durch Hinzufügung eines Absatzes. Jedem Mitgliedsstaat wurde ausdrücklich freigestellt, vorzuschreiben, dass „diese Angaben auf dem Etikett zumindest in einer oder mehreren von ihm bestimmten Amtssprachen der Gemeinschaft abgefasst

¹⁵ Siehe EuGH Rs C-33/97, Colim NV v. Bigg's Continent Nord NV, Urteil vom 3. Juni 1999, Slg. I-3175; Entschließung des Rates vom 17. Dezember 1998 über Gebrauchsanleitungen für technische Konsumgüter [Amtsblatt C 411 vom 31.12.1998].

¹⁶ EuGH Rs C-369/89, ASBL Piageme und andere gegen BVBA Peeters, Urteil vom 18. Juni 1991, Slg. I- 2971 (Piageme I) und Rs C-85/94, ASBL Piageme und andere gegen BVBA Peeters, Urteil vom 12. Oktober 1995, Slg. I-2955 (Piageme II).

¹⁷ EuGH, Piageme II, Randnr. 15.

¹⁸ EuGH, Piageme II, Randnr. 30.

¹⁹ EuGH Rs C-385/96, Josef Hermann Goerres, Urteil vom 14. Juli 1998, Slg. I-4431; EuGH Rs C-33/97, Colim NV v. Bigg's Continent Nord NV, Urteil vom 3. Juni 1999, Slg. I-3175; EuGH Rs C-51/93, Meyhui NV v. Schott Zwiesel Glaswerke AG, Urteil vom 9. August 1994, Slg. I-3879; EuGH Rs C-366/98, Strafverfahren v. Yannick Geffroy und Casino France SNC, Urteil vom 12. September 2000, Slg. I-6579.

²⁰ Toggenburg, Gabriel, 2005. „Die Sprache und der Binnenmarkt im Europa der EU: Eine kleine Beziehungsaufstellung in 10 Punkten“, in: *European Diversity and Autonomy Papers*, 1/2005, 5-35, 27.

sind“.²¹ Im Bereich der Arzneimittel und Tabakwaren ist hingegen jeder Mitgliedsstaat sogar dazu verpflichtet, die Verwendung einer seiner Amtssprachen für die Angaben auf dem Etikett sicherzustellen.²²

Wie hier deutlich wird, versuchte der EuGH einen Ausgleich zwischen dem Interesse des Verbrauchers (Vorfinden einer Etikettierung in seiner nationalen Sprache) und dem Interesse der Wirtschaftstreibenden (Senkung der Verpackungskosten) zu finden. Das primärrechtlich festgelegte Ziel der EU ist das Erreichen und Sicherstellen eines Binnenmarktes, in dem sich Waren frei bewegen können. Jegliche Maßnahmen, die dies erschweren, so wie etwa auch Verpackungskosten, behindern dies natürlich. Verbraucherschutz und in diesem Zusammenhang Sprache sind mögliche Rechtfertigungen für die Einschränkung einer Grundfreiheit im Rahmen von zwingenden Erfordernissen des Allgemeininteresses und führen zu einer Verhältnismäßigkeitsprüfung:²³ Nur jene die Warenverkehrsfreiheit beschränkenden Maßnahmen eines Mitgliedstaates werden vom EuGH ausnahmsweise hingenommen, die geeignet sind, das legitime Ziel des Verbraucherschutzes zu erreichen und nicht über das zu seiner Erreichung erforderliche Mass hinausgehen. Auf diesem Wege versucht der EuGH einen legitimen Ausgleich der beiden Interessen zu finden.

Arbeitnehmerfreizügigkeit

Im Bereich der Arbeitnehmerfreizügigkeit gilt es, das Interesse der UnionsbürgerInnen, in einem andern Mitgliedsstaat als ArbeitnehmerIn tätig zu werden, und die Notwendigkeit der Sprachbeherrschung zur Berufsausübung auszugleichen. Dieser Konflikt spiegelt sich auch in den sekundärrechtlichen Bestimmungen wieder. So besagt zwar schon Artikel 3 Abs. 1 der Verordnung Nr. 1612/68, dass keine Vorschriften und Verwaltungspraktiken eines

²¹ Siehe Art. 13a Abs. 2 der Richtlinie 97/4/EG des Europäischen Parlaments und des Rates vom 27. Januar 1997 zur Änderung der Richtlinie 79/112/EWG, ABl. Nr. L 43/21 vom 14. Februar 1997, 21-24.

²² Art. 63 Abs. 1 der konsolidierenden Richtlinie 2001/83/EG des Europäischen Parlaments und des Rates vom 6. November 2001 zur Schaffung eines Gemeinschaftskodexes für Humanarzneimittel, in ABl. Nr. L 311 vom 28. November 2001, 67-128; Art. 5 Abs. 1 der Richtlinie 2001/37/EG des Europäischen Parlaments und des Rates vom 5. Juni 2001 zur Angleichung der Rechts- und Verwaltungsvorschriften der Mitgliedstaaten über die Herstellung, die Aufmachung und den Verkauf von Tabakerzeugnissen, in ABl. Nr. L 194 vom 18. Juli 2001, 26-35.

²³ Siehe EuGH, Rechtssache120/78, *Cassis de Dijon*, Urteil vom 20. Februar 1979, Slg. 1979, 649.

Mitgliedstaates Anwendung finden, die bewirken, dass Angehörige der übrigen Mitgliedstaaten von der angebotenen Stelle ferngehalten werden, jedoch auch: „diese Bestimmung gilt nicht für Bedingungen, welche die in Anbetracht der Besonderheit der zu vergebenden Stelle erforderlichen Sprachkenntnisse betreffen“.

Wiederum obliegt dem EuGH die Klärung der Frage, was im Sinne von Artikel 3 Abs. 1 der Verordnung Nr. 1612/68 „erforderliche Sprachkenntnisse sind“. Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang der Fall *Groener*.²⁴ Dabei ging es um eine niederländische Kunstdozentin, die in Irland an einem College arbeiten wollte, jedoch die dafür erforderliche irische Sprachprüfung (den Ceard-Teastas Gälige) nicht bestand. Frau Groener berief sich in weiterer Folge auf Art 45 AEUV (die Arbeitnehmerfreizügigkeit), da irische Sprachkenntnisse für die vertragsgemäße Erfüllung ihres Lehrauftrages – der Unterricht sollte auf Englisch stattfinden – ihrer Ansicht nach nicht erforderlich seien. Der EuGH befand, dass trotz des Unterrichtsfachs „Kunst“ das Voraussetzen irischer Sprachkenntnisse nicht unverhältnismäßig sei, da unter anderem der Lehrberuf auch Kommunikation mit Studenten in ihrer Sprache umfasse.²⁵ Der EuGH gab folglich Irland Recht, betonte dabei nachdrücklich die sprachliche Sonderstellung Irlands und insbesondere auch, dass Unionsrecht Mitgliedstaaten nicht daran hindere, Maßnahmen zur Förderung ihrer nationalen Sprache zu ergreifen.²⁶ Somit bestärkte er die Legitimität nationaler Sprachenförderung, setzte jedoch hinzu: „Die Durchführung dieser Politik darf jedoch eine Grundfreiheit wie die Freizügigkeit der Arbeitnehmer nicht beeinträchtigen. Die Maßnahmen zur Durchführung einer solchen Politik dürfen somit in keinem Fall außer Verhältnis zu dem verfolgten Ziel stehen. Ihre Anwendung darf nicht zu Diskriminierung von Angehörigen anderer Mitgliedsstaaten führen“²⁷. In *Groener* wurde somit geradezu plastisch das Grundgerüst des Umgangs mit Sprache im Binnenmarktrecht dargelegt.

Diesen Zugang bestätigte das Urteil *Angonese*²⁸. Herr Angonese bemühte sich um eine Stelle bei der Südtiroler Sparkasse, schied jedoch aus dem Wettbewerb aus, da er seine tatsächlichen vorhandenen Sprachkenntnisse nicht mit dem ortsüblichen Zweisprachigkeitsnachweis (patentino) belegen konnte.

²⁴ EuGH Rs C-379/87, *Groener v. Minister of Education*, Urteil vom 28. November 1989, Slg. I-3967.

²⁵ Ebd., Rndn. 20.

²⁶ Ebd., Rndn. 19.

²⁷ Ebd.

²⁸ EuGH Rs C-281/98, *Angonese v. Cassa di Risparmio*, Urteil vom 6. Juni 2000, Slg. I-4139.

Der EuGH stellte wiederum fest, dass es legitim sein kann, gewisse Stellen Personen mit bestimmten Sprachkenntnissen vorzubehalten; jedoch verstößt es gegen Art. 48 EG-V (jetzt Art. 45 AEUV), dass ein Arbeitgeber die Bewerber verpflichtet, ihre Sprachkenntnisse ausschließlich durch ein einziges, in einer einzigen Provinz eines Mitgliedstaats ausgestelltes Diplom nachzuweisen.²⁹ Es waren also nicht die verlangten Sprachkenntnisse an sich unverhältnismäßig, sondern die erforderliche Art des Nachweises.

Doch die Arbeitnehmerfreizügigkeit beinhaltet nicht nur einen negativen Diskriminierungsschutz, sondern kann unter gewissen Umständen zu einer Ausweitung von Privilegien der Staatsangehörigen eines Mitgliedstaates auf dort ansässige UnionsbürgerInnen führen. Dies zeigt sich in dem Urteil *Mutsch*³⁰, dessen zentrale Frage das Recht behandelt, in der eigenen Sprache vor Gericht sprechen zu dürfen. Herr Mutsch, ein Luxemburger Staatsangehöriger, wohnte in einer deutschsprachigen Gemeinde in Belgien, in der ansässige belgische Staatsangehörige als Angeklagte das Recht auf Durchführung des Strafverfahren in Deutsch haben. Als Herrn Mutsch dieses Recht verwehrt wurde, berief er sich auf die Arbeitnehmerfreizügigkeit, da diese auch beinhaltet, dass jeder Mitgliedsstaat Garantien, die er seinen eigenen Staatsbürgern einräumt, auch auf Staatsangehörige anderer Mitgliedsstaaten zu erstrecken habe.³¹ Der EuGH sah darin tatsächlich eine „soziale Vergünstigung“ im Sinne des Artikels 7 Abs. 2 der Verordnung 1612/68, daher sei diese auch EU-Bürgern einzuräumen. Die Arbeitnehmerfreizügigkeit – und, wie in weiterer Folge auch ausjudiziert wurde, die Dienstleistungsfreiheit³² – kann also unter bestimmten Umständen auch zu einer Ausweitung von Sprachenrechten auf UnionsbürgerInnen führen.

Die Niederlassungsfreiheit

Im Bereich der Niederlassungsfreiheit gestaltet sich der Grundkonflikt ähnlich wie bei der Arbeitnehmerfreizügigkeit, nur dass hier statt Arbeitnehmern selbständige Personen im Blickpunkt stehen, die sich in einem Mitgliedsstaat niederlassen wollen. Dem gegenüber steht das Interesse ihrer Kunden mit Ihnen kommunizieren zu können. Dies ist von besonderer Bri-

²⁹ Ebd., Urteilssatz.

³⁰ EuGH Rs C-137/84, *Ministère Public v. R.H.M. Mutsch*, Urteil vom 11. Juli 1985, Slg. I-2681.

³¹ Ebd., Rdn. 11.

³² Siehe EUGH Rs C –274/96, *Bickel u Franz*, Urteil vom 24. November 1998, Slg I-7637.

sanz in sensiblen Bereichen, etwa medizinischer Versorgung oder für Rechtsbeistände.

So wurde in *Hocsman*, dem Fall eines in Argentinien und Spanien ausgebildeten Arztes mit spanischer Staatsangehörigkeit, der sich in Frankreich niederlassen wollte, festgestellt, „jede Prüfung, die sprachliche Leistung verlangt, die normalerweise nicht zur Tätigkeit gehört, kann diskriminierend sein.“³³ Der Umkehrschluss, dass es daher zulässig ist, die für die Ausübung der Tätigkeit notwendigen Sprachkenntnisse zu verlangen, wurde in *Haim v Kassenärztliche Vereinigung Nordrhein*³⁴ bestätigt. Damit waren die Eckpfeiler der Rechtfertigungsgrundlage für eine Einschränkung der Niederlassungsfreiheit aufgrund von sprachlichen Erfordernissen festgelegt, der allgemeine Zugang zu Sprachen-Konflikten im Rahmen des Binnenmarktes wurde bestätigt.

Arbeitssprachen der EU/ interne Ebene

Bereits Verordnung Nr. 1 zur Regelung der Sprachenfrage für die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft³⁵ nimmt eine Unterscheidung zwischen Amtssprachen und Arbeitssprachen der EU in Art 1 vor und widmet sich zum Großteil der bereits oben dargelegten Regelung der Amtssprachen. Erst in Art 6 kommt die Verordnung wieder indirekt auf die Arbeitssprachen zurück, indem sie es den internen Geschäftsordnungen der Organe der Gemeinschaft überlässt, wie die Regelung der Sprachenfrage im Einzelfall anzuwenden ist. Lediglich die Regelung der Verfahrenssprache vor dem EuGH ist aus dem Anwendungsbereich der Verordnung ausgenommen³⁶ und wird in der Verfahrensordnung des EuGH separat festgelegt³⁷. Darin finden sich zahlreiche Regelungen, die das rechtliche Gehör im Rahmen der Verfahrenssprache in jeder Amtssprache sichern und auch die Verpflichtung, alle Veröffentlichungen (insbesondere Urteile) in alle Amtssprachen zu übersetzen, doch diese Regelungen betreffen vor allem die vertikale Ebene der Mehrsprachigkeitskonflikte. Die Arbeitssprache der Organe der EU ist vielsagender-

³³ EhGH, Schlussanträge C-238/99 *Hocsman*, Slg I-6623, Rndn 57 [im Urteil keine Sprachen Erwähnung mehr].

³⁴ EuGH Rs C-424/97, *Haim v Kassenärztliche Vereinigung Nordrhein*, Urteil vom 4. Juli 2000, Slg I-5123.

³⁵ Verordnung Nr. 1 zur Regelung der Sprachenfrage für die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft VO 1/1958, Amtsblatt Nr. 017 vom 6. Oktober 1958, S. 0385–0386.

³⁶ Ebd., Art 7. Siehe auch Art. 342 AEUV.

³⁷ Art. 29-31 der Verfahrensordnung des EuGH; siehe auch Art. 29-31 Verfahrensordnung des EUG.

weise nicht primärrechtlich geregelt, dennoch ist es etabliert und anerkannt, dass die Arbeitssprache am EuGH Französisch ist. Damit ist der EuGH zugleich die Ausnahme als auch die Bestätigung der Regel. Die Ausnahme besteht darin, dass er einzig Französisch als Arbeitssprache etabliert und gleichzeitig bestätigt der EuGH hierdurch die Regel, dass Arbeitssprachen nicht gesetzlich festgesetzt werden.³⁸

Innerhalb der Institutionen der EU lassen sich hinsichtlich der Arbeitssprache zwei Gruppen unterscheiden. Die erste Gruppe hat eine interne Kommunikation in allen Amtssprachen implementiert und umfasst den Europäischen Rat, den Rat der Europäischen Union, das Europäische Parlament, den Europäischen Wirtschafts- und Sozialausschuss sowie den Ausschuss der Regionen.³⁹ All diesen Organen ist gemein, dass sie eine repräsentative Funktion haben und somit einen starken Konnex zu der vertikalen Ebene aufweisen. Bereits in den Ratsarbeitsgruppen auf Beamtenebene zeichnet sich ein divergierendes Bild ab: Zwar wird noch bei der Vorbereitung von Gesetzen in alle Sprachen übersetzt, jedoch wird in den meisten Gruppen nur noch in die fünf großen Sprachen (Englisch, Französisch, Deutsch, Italienisch und Spanisch) übersetzt oder sogar gänzlich aufs Dolmetschen verzichtet und auf Englisch oder Französisch verhandelt.⁴⁰ Die zweite Gruppe zeichnet sich durch eine interne Kommunikation in einer beschränkten Anzahl von Amtssprachen aus. So haben sich in der Kommission und dem Europäischen Rechnungshof Englisch, Französisch und Deutsch als Arbeitssprachen etabliert, in der Europäischen Zentralbank bereits ausschließlich Englisch und am EuGH wie bereits erwähnt Französisch.⁴¹

Die teilweise von dem Bekenntnis zum Multilingualismus abweichende Praxis der reduzierten Anzahl von Arbeitssprachen ist vor allem durch die Faktoren der Praktikabilität und Kostenersparnis bedingt. Es ist unbestritten, dass Mehrsprachigkeit und der damit verbundene Übersetzungsaufwand zu

³⁸ Horspool, Margot, 2005. "Over the rainbow: Languages and law in the future of the European Union", in: *Futures - the Journal of Policy Planning and Futures Studies*, 38/2006, 158-168, 164.

³⁹ Gazzola, Michele, 2006. "Managing Multilingualism in the European Union: Language Policy Evaluation for the European Parliament", in: *Language Policy*, 5/2006, 393 -417, 396.

⁴⁰ Scherb, Johannes, 2012. „Amts- und Arbeitssprachen der EU“; in Bergmann, Jan (Hg.), *Handlexikon der Europäischen Union*. Baden-Baden: Nomos, 53-57, 56.

⁴¹ Gazzola, Michele, 2006. "Managing Multilingualism in the European Union: Language Policy Evaluation for the European Parliament", in: *Language Policy*, 5/2006, 393 -417, 396.

einer Verlangsamung der Arbeit führt, insbesondere bei schriftlichen Dokumenten. Auch lassen sich oft gewisse Missverständnisse, die durch Übersetzungsfehler auftreten, nicht vermeiden und die Auswahl möglicher Veranstaltungsorte ist beträchtlich eingeschränkt, da man zusätzlich 23 Kabinen für Dolmetscher benötigt.⁴² Speziell die Kostenfrage wurde seit der letzten Erweiterungsrunde der EU und dem damit verbundenen schlagartigen Anstieg der Arbeitssprachen zu einem gewichtigen Argument. So beliefen sich 2005, gemäß eines Sonderberichts des Europäischen Rechnungshofs, die Gesamtkosten der Übersetzung und Dolmetscherdienste in den Unionsorganen auf etwa 611 Mio. Euro entsprechend 1 % des gesamten EU-Haushalts.⁴³ Es wird mit einem konstanten Anstieg der Kosten aufgrund der territorialen sowie kompetenzrechtlichen Ausdehnung der EU gerechnet, die Reduktion auf eine Arbeitssprache würde hingegen zu erheblichen Kostenersparnissen führen.⁴⁴

Die Argumente für die Beibehaltung aller Amtssprachen als Arbeitssprachen sind vor allem demokratiepolitischer Natur. So wird vorgebracht, dass alle Wähler Anspruch auf die Möglichkeit haben, ihre Abgeordneten im Parlament und deren Beiträge nachzuverfolgen, was ohne Beibehaltung der Mehrsprachigkeit für einen großen Teil der UnionsbürgerInnen stark erschwert würde. Weiters könnte eine Einschränkung des passiven Wahlrechts vorliegen, wenn nur noch UnionsbürgerInnen mit bestimmten Sprachkenntnissen zur Wahl für Europäische Parlament antreten könnten. Auf Beamtenebene hat der EuGH bereits entschieden, dass Stellenausschreibungen der Kommission in allen Amtssprachen und nicht nur in Englisch, Deutsch und Französisch ergehen müssen⁴⁵ Diese Argumente besitzen wiederum einen starken Konnex zur vertikalen Ebene und dem Interesse, das politische und rechtliche Gebilde der Union möglichst transparent zu gestalten und Teilhabe daran durch EU BürgerInnen zu gewährleisten. Die besondere Schutzwürdigkeit der Interessen der BürgerInnen überwiegt jedenfalls alle anderen Beden-

⁴² Siehe auch Horspool, Margot, 2005. "Over the Rainbow: Languages and the law in the future of the European Union", in: *Futures - the Journal of Policy Planning and Futures Studies*, 38/2006, 158-168, 163.

⁴³ Scherb, Johannes, 2012. „Amts- und Arbeitssprachen der EU“; in: Bergmann, Jan, (Hg.), *Handlexikon der Europäischen Union*. Baden-Baden: Nomos, 53-57, 57.

⁴⁴ Siehe Gazzola, Michele, 2006. "Managing Multilingualism in the European Union: Language Policy Evaluation for the European Parliament", in: *Language Policy*, 5/2006, 393 - 417, 411, Table A1.

⁴⁵ EuGH, Rs T-185/05, *Italien v Kommission*, Urteil vom 20 November 2008, Slg. 2008, II-3207.

ken und spiegelt sich auch in der Praxis wieder. Wie bereits oben dargelegt, weisen alle Organe mit repräsentativen Funktionen ein Bekenntnis zur Anwendung aller Amts- als Arbeitssprachen auf. Doch gibt es viele Organe der EU, deren tägliche interne Arbeitsabläufe für das Gros der Unionsbürger demokratiepolitisch von keinerlei Interesse sind.

Auch wird befürchtet, dass diejenigen Parlamentarier, die sich nicht in ihrer Muttersprache ausdrücken können, an politischem Gewicht verlieren könnten. Das Europäische Parlament arbeitet aus praktischen Gründen jedoch bereits mit sogenannten „Relais-Sprachen“, dabei werden Redebeiträge zuerst in Englisch, Deutsch und Französisch übersetzt und von diesen aus in die Sprachen kleinerer Mitgliedsstaaten. Dadurch entsteht bei den kleineren Sprachen nicht nur eine unverhältnismäßige Verzögerung, sondern auch ein doppeltes Risiko von Übersetzungsfehlern. In Zusammenhang damit hat sich auch etabliert, dass Redner, deren Redezeit oft mit Sekunden und nicht Minuten beschränkt ist, sich einer sprachlich äußerst simplen und somit möglichst unmissverständlichen Ausdrucksweise bedienen.⁴⁶ Einer Bevorzugung des Gebrauchs von Muttersprachen könnte bei einer Reduktion auf zwei bis fünf Arbeitssprachen entgegengewirkt werden, indem man niemandem erlaubt, sich seiner Muttersprache zu bedienen.⁴⁷ Potenzial bietet auch das Phänomen des sogenannten ‚international English‘, bei dem die fremde Sprache von der internationalen Gemeinschaft vereinnahmt und verändert wird.⁴⁸

Schließlich darf man auch das politische Interesse der einzelnen Mitgliedsstaaten an der Beibehaltung der Mehrsprachigkeit nicht übersehen. So wird nicht nur die Achtung der kulturellen Vielfalt ins Treffen geführt⁴⁹, sondern vor allem auch (wenn auch nicht so explizit dargelegt) ein Interesse der Beibehaltung des Prestiges beziehungsweise internationalen Ansehens, dass mit einer Arbeitssprache in einer internationalen Organisation verbunden ist.⁵⁰ All dies lässt eine politische Einigung auf eine Reduktion der Arbeitssprachen unwahrscheinlich erscheinen, allerdings stehen dem die Rea-

⁴⁶ Horspool, Margot, 2005. „Over the Rainbow: Languages and the law in the future of the European Union“, in: *Futures - the Journal of Policy Planning and Futures Studies*, 38/2006, 158-168, 163.

⁴⁷ Von Els, Theo, 2005. „Multilingualism in the European Union“, in: *International Journal of Applied Linguistics*, 15/2005, 263-281, 276.

⁴⁸ Ebd., 276.

⁴⁹ Siehe auch Jayme, Erik, 2006. „Sprache und kulturelle Identität im Recht“, in: Reichelt, Gerte (Hg), 2006. *Sprache und Recht*. Wien: Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung, 15-25.

⁵⁰ Ammon, Ulrich, 2006. „Language conflicts in the European Union“, in: *International Journal of Applied Linguistics*, 16/2006, 319-338, 324.

lität der Praxis und die dahinterliegenden Interessen einer effizienten Arbeitsbewältigung gegenüber.

Man muss festhalten, dass die Unterscheidung zwischen Amts- und Arbeitssprachen nicht rechtlich definiert ist und fließend verläuft. Ist die Rednersprache am Europäischen Parlament eine Amts- oder eine Arbeitssprache? Die Rechte eines Einzelnen scheinen auf den ersten Blick nicht davon berührt zu sein, dennoch ist es für die Ausübung der individuellen demokratischen Mitwirkungsrechte unerlässlich, diese Reden mitverfolgen zu können. Das Europäische Parlament ist zweifelsfrei ein Sonderfall, ein Großteil der Arbeit der EU ist bestenfalls durch schriftliche Berichte für die Öffentlichkeit zugänglich. Jedenfalls sollte jegliche Arbeit der Union, die ein Element der Kommunikation mit UnionsbürgerInnen aufweist, weiterhin mehrsprachig zugänglich bleiben. Doch dazu würde es ausreichen, die Kommunikation nach außen, Berichte etc. weiterhin in alle Amtssprachen zu übersetzen, ohne dass die vorangegangenen Arbeiten ebenfalls in allen Sprachen verfügbar gemacht werden.

Eine Reduktion der Arbeitssprachen – abseits der Kommunikation nach außen – im Sinne der Praktikabilität und Kostenreduktion scheint demnach mehr als angemessen zu sein. Doch wie eine solche Reduktion aussehen sollte, ist nicht minder umstritten. Im Gespräch sind vor allem die Variationen

- Englisch als alleinige Arbeitssprache,
- Englisch und Französisch, oder
- Englisch, Französisch und Deutsch, dazu eventuell auch Spanisch und Italienisch.

Es wurden auch vereinzelt Esperanto⁵¹ und Latein⁵² als alleinige Arbeitssprachen vorgeschlagen. Diese scheinen jedoch recht aussichtslose Kandidaten zu sein.

Vielmehr sollte man sich an den tatsächlich innerhalb der EU gesprochenen Sprachen orientieren. Dabei sticht heraus, dass Deutsch die häufigste Muttersprache in der EU darstellt (18% der Gesamtbevölkerung), gefolgt von Englisch und Italienisch (je 13%) und Französisch (12%).⁵³ Wenn man

⁵¹ Portuese, Aurélien, 2012. “Law and economics of the European multilingualism”, in: *European Journal of Law and Economics*, 34/2012, 279-325, 311.

⁵² Reichelt, Gerte, 2006. „Sprachliche Gleichberechtigung und ihre Grenzen in der Europäischen Union“, in: Reichelt, Gerte (Hg), 2006. *Sprache und Recht*. Wien: Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung, 1-13, 8.

⁵³ Ammon, Ulrich, 2006. “Language conflicts in the European Union”, in: *International Journal of Applied Linguistics*, 16/2006, 319-338, 331.

jedoch Sprachkenntnisse inklusive Fremdsprachenkenntnisse betrachtet, ist Englisch mit 47% die weitverbreitetste gesprochene Sprache auch innerhalb der EU, Deutsch liegt an zweiter Stelle (30%), gefolgt von Französisch (23%) und Italienisch (15%).⁵⁴ Doch wie Van Els schrieb: „Doing justice to the multilingualism of the EU does not mean that one must do justice to all languages under all circumstances.“⁵⁵ Es ist nicht nachvollziehbar, warum auf einer internen Ebene, die keinerlei Berührungspunkte mit der vertikalen Ebene aufweist, man mehr als eine Arbeitssprache brauchen würde. Schon Jürgen Habermas hat, um eine Denationalisierung der EU voranzutreiben und somit eine Epoche des ‚Postnationalismus‘ einzuläuten, Englisch als verbindende Sprache vorgeschlagen.⁵⁶ Schlussendlich ist die EU vor allem auch keine Insel, sondern im ständigen Austausch mit anderen Internationalen Organisationen und Drittstaaten; schon allein aus diesem Grund scheinen Englischkenntnisse für Beamte der EU unabdingbar zu sein.

Selbst in turbulenten Zeiten wie diesen, wo ein Austritt Großbritanniens aus der EU zumindest nicht mehr völlig unvorstellbar erscheint, könnte die EU Englisch über lange Zeit hinweg als Arbeitssprache beibehalten. Abgesehen davon, dass mit Irland und Malta noch zwei weitere Staaten Englisch als Amtssprache führen, kann man das Model der Europäischen Freihandelsassoziation (EFTA) übernehmen, welche nach dem Austritt Großbritanniens einfach Englisch als Arbeitssprache beibehalten hat.

Schlussfolgerungen

Mehrsprachigkeit führt zu zahlreichen Berührungspunkten im Recht der EU. Die Union hat die Gleichwertigkeit aller Amtssprachen der Mitgliedsstaaten, die automatisch auch ihre Amtssprachen sind, und deren Schutzwürdigkeit rechtlich verankert. Dies zeichnet sich besonders gut auf der ‚vertikalen Ebene‘ ab, wo sich die Europäische Union und einzelne Bürger gegenüberstehen. Der besonderen Schutzwürdigkeit des Interesses der UnionsbürgerInnen nach Transparenz, Rechtssicherheit durch Rechtskenntnis und demokratischer Teilhabe wird im Rahmen der Sprachenfrage durch die verpflichtende Übersetzung aller offiziellen Dokumente und Kommunikationen in alle Amtssprachen Rechnung getragen. Allerdings treten der ‚Sprache‘ als

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Von Els, Theo, 2005. „Multilingualism in the European Union“, in: *International Journal of Applied Linguistics*, 15/2005, 263-281, 278.

⁵⁶ Habermas, Jürgen, 1998. *Die postnationale Konstellation. Politische Essays*. Frankfurt: Suhrkamp, 105, 115.

rechtlichem Interesse oft auch andere rechtlich verankerte Interessen gegenüber, so vor allem im Rahmen des Binnenmarktes auf der ‚horizontalen Ebene‘. Der EuGH lässt mit Sprache verbundene Interessen des Verbraucherschutzes im Rahmen von ‚zwingenden Erfordernissen des Allgemeininteresses‘ als Rechtfertigungsgründe für eine Beschränkung der Grundfreiheiten zu, solange diese die Ansprüche der Verhältnismäßigkeitsprüfung erfüllen. Auf diese Weise schafft er einen legitimen Ausgleich der beiden Rechtsinteressen. Doch Sprachrechte können auch als ‚soziale Vergünstigungen‘ im System des Binnenmarktes angesehen werden und sind nicht automatisch gegen die Grundfreiheiten abzuwägen, sondern auch von diesen garantiert und umfasst. Im Bereich der internen Ebene und der Arbeitssprachen herrschen zurzeit je nach Organ unterschiedliche Praktiken. Jedoch zeichnet sich ab, dass Arbeitsbereiche mit einem starken Konnex zur vertikalen Ebene – etwa der Europäische Rat, der Rat der Europäischen Union, das Europäische Parlament – sämtliche Amtssprachen auch in der Praxis als Arbeitssprachen verwenden. Dem ist aus demokratiepolitischen Gründen zuzustimmen. Doch in sämtlichen restlichen Arbeitsbereichen ist aufgrund der gewichtigen Argumente der Praktikabilität und Kostenersparnis die Reduktion auf eine Arbeitssprache wünschenswert. Englisch scheint die logische Wahl zu sein, da sie nicht nur mit 47% die weitverbreitetste gesprochene Sprache der EU ist, sondern auch weil ihre Kenntnis ohnehin aufgrund der internationalen Einbettung der EU im vielschichtigen Mehrebenensystem des postnationalen internationalen Rechts unabdingbar ist.

Bibliographie

- Ammon, Ulrich, 2006. “Language conflicts in the European Union”, in: *International Journal of Applied Linguistics*, 16/2006, 319-338.
- Gazzola, Michele, 2006. “Managing Multilingualism in the European Union: Language Policy Evaluation for the European Parliament”, in: *Language Policy*, 5/2006, 393-417.
- Habermas, Jürgen, 1998. *Die postnationale Konstellation. Politische Essays*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Horspool, Margot, 2005. “Over the rainbow: Languages and law in the future of the European Union”, in: *Futures - the Journal of Policy Planning and Futures Studies*, 38/2006, 158-168.

- Jayme, Erik, 2006. „Sprache und kulturelle Identität im Recht“, in: Reichelt, Gerte, (Hg), 2006. *Sprache und Recht*. Wien: Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung, 15-25.
- Paunio, Elina/Lindroos-Hovinho, Susanna, 2010. “Taking Language Seriously: An Analysis of Linguistic Reasoning and Its Implications in EU Law”, in: *European Law Journal*, 16/2010, 395-416.
- Portuese, Aurélien, 2012. “Law and economics of the European multilingualism”, in: *European Journal of Law and Economics*, 34/2012, 279-325.
- Reichelt, Gerte, 2006. „Sprachliche Gleichberechtigung und ihre Grenzen in der Europäischen Union“, in: Reichelt, Gerte, (Hg), 2006. *Sprache und Recht*. Wien: Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung, 1-13.
- Scherb, Johannes, 2012. „Amts- und Arbeitssprachen der EU“, in: Bergmann, Jan, (Hg), 2012. *Handlexikon der Europäischen Union*. Baden-Baden: Nomos, 53-57.
- Toggenburg, Gabriel, 2005. „Die Sprache und der Binnenmarkt im Europa der EU: Eine kleine Beziehungsaufstellung in 10 Punkten“, in: *European Diversity and Autonomy Papers*, 1/2005, 5-35.
- Von Els, Theo, 2005. „Multilingualism in the European Union“, in: *International Journal of Applied Linguistics*, 15/2005, 263-281.

Atteggiamenti linguistici in contesto migratorio. Uno studio di caso sugli immigrati del Kenya a Bergamo.

Marta GHILARDI, Berlin

1. Introduzione

Il presente intervento si propone di esplorare gli atteggiamenti linguistici nei riguardi delle lingue compresenti nel repertorio di origine della comunità di immigrati kenioti in provincia di Bergamo e delle lingue della comunità ospite.

Lo studio degli atteggiamenti consente di chiarire il rapporto (solitamente di natura gerarchica) fra i codici compresenti in un repertorio linguistico complesso, fornendo importanti indicazioni su quali codici tendano ad essere privilegiati in quanto veicolo di identità culturale ed etnica a livello individuale e comunitario.¹ Inoltre, l'indagine del legame tra atteggiamenti e comportamento linguistico consente di gettare luce su eventuali dinamiche di sostituzione di lingua (*language shift*)² in atto nella comunità stessa.

Tra i primi studiosi che diedero centralità alla nozione di atteggiamento si deve menzionare Labov, secondo il quale una comunità linguistica è definibile come “un gruppo di parlanti che condivide un insieme di atteggiamenti sociali nei confronti della lingua”.³ In generale, dunque, in una comunità linguistica gli atteggiamenti sono abbastanza omogenei; inoltre gli individui che la compongono condividono un insieme di norme linguistiche che consentono loro di produrre, comprendere e valutare il parlato in modo uniforme.

La principale difficoltà posta dallo studio degli atteggiamenti risiede nella natura di questi ultimi. Trattandosi di “posizioni concettuali assunte da una persona circa un determinato oggetto”,⁴ nel nostro caso, per l'appunto, una

¹ Cfr. Dal Negro/Guerini (2007: 126-142).

² Sul fenomeno di *language shift* in contesto migratorio cfr. Scaglione (2000), Clyne (2003), Valentini (2009); sulla relazione tra atteggiamenti e *language shift* cfr. Baker (1992: 9).

³ Cfr. Labov (1973: 341) cit. in Berruto (2002: 69).

⁴ Cfr. Berruto (2002: 110).

lingua o una varietà di lingua, gli atteggiamenti non sono direttamente osservabili,⁵ ma possono essere dedotti sulla base di alcuni parametri, come il comportamento linguistico e la consapevolezza linguistica, ovvero l'insieme delle opinioni verbalizzate espresse dai membri della comunità oggetto di indagine.⁶ In altre parole, se un individuo dichiara di essere affascinato dalla musicalità di una certa lingua, è probabile che nutra atteggiamenti positivi nei confronti di tale lingua e potrebbe essere motivato ad iniziare un percorso di apprendimento della stessa.

Naturalmente, sia la consapevolezza sia il comportamento linguistico possono essere dissimulati,⁷ soprattutto nel caso di opinioni e comportamenti socialmente stigmatizzati. Ad esempio, un individuo potrebbe nutrire atteggiamenti negativi rispetto alle varietà sinti perché in realtà non condivide lo stile di vita ritenuto tipico delle popolazioni zingare, ma è probabile che, una volta intervistato dissimuli del tutto o in parte il proprio pensiero per non incorrere in una sanzione sociale o per non dispiacere all'intervistatore.

Del resto è noto che gli atteggiamenti sociali si rispecchiano in quelli linguistici: un individuo può nutrire atteggiamenti negativi verso le lingue (o varietà di lingue) di una certa comunità, quale conseguenza degli atteggiamenti negativi verso i membri di tale comunità.⁸ Il legame tra identità linguistica di un individuo e identità sociale tende inoltre ad accrescere il prestigio di coloro che padroneggiano le varietà alte del repertorio, mentre gli individui che utilizzano le sole varietà basse tenderanno ad essere identificati a livello sociale come persone poco colte, appartenenti alle classi sociali più disagiate, dalle quali, quindi, prendere le distanze. In generale, si può dunque affermare che una lingua può essere usata per discriminare, integrare, comunque categorizzare le persone.⁹

D'altra parte, un individuo può esprimere degli atteggiamenti anche molto positivi nei confronti di una certa (varietà di) lingua, ma ciò non garantisce che lo stesso individuo la utilizzi in una serie di domini. Secondo Berruto (2002: 110), gli atteggiamenti possono influenzare il comportamento solo se il contesto lo consente. Ad esempio, se un individuo italofono nutrisse atteggiamenti negativi nei confronti dei dialetti italo-romanzi, potrebbe dichiarare di non conoscerne alcuno, anche se fosse in realtà in possesso di

⁵ Cfr. Baker (1992: 11) e Berruto (2002: 110).

⁶ Cfr. Guerini (2008: 134-135).

⁷ Cfr. Baker (1992: 12-16), Turchetta (1996: 33), Lasagabaster/Huguet (2007: 49).

⁸ Cfr. Garrett *et alii* (2003:12).

⁹ Cfr. Vedovelli (1999: 12) e Githiora (2008: 242).

una competenza almeno passiva di tali codici. Gli atteggiamenti linguistici sono comunque estremamente dinamici, possono variare in base all'interlocutore, al contesto e alle condizioni personali dei parlanti, alle competenze linguistiche, ecc...

Tale caratteristica, se si aggiunge alla natura non osservabile degli stessi, ci esorta a non trarre conclusioni troppo rigide e soprattutto definitive¹⁰ riguardo agli atteggiamenti che un individuo, o nel nostro caso una comunità nutre nei confronti delle lingue (o varietà di lingue) conosciute.

Il presente lavoro si propone di studiare gli atteggiamenti linguistici della popolazione keniota a Bergamo al fine di illustrare e comprendere la ridefinizione del repertorio di tale comunità in contesto migratorio. A tal fine, si sono scelti i seguenti parametri: la distribuzione funzionale delle lingue nei domini d'uso, le componenti affettive e cognitive degli atteggiamenti verso le lingue compresenti nei due repertori in contatto, la percezione che gli intervistati nutrono nei confronti dei codici italiano e bergamasco.

Dopo aver fornito un breve profilo sociolinguistico della comunità di immigrati presa in esame (paragrafo 2), seguirà un paragrafo sull'esposizione e sul commento dei dati elicitati (paragrafo 3) e saranno infine formulate alcune considerazioni conclusive (paragrafo 4).

2. La comunità keniota in provincia di Bergamo

Il rapporto ISTAT¹¹ relativo al 31 dicembre 2009 rivela che la comunità keniota in Italia comprende un totale di 1578 individui (di cui 627 maschi e 951 femmine); di questi, quasi un terzo (455) sono residenti in Lombardia. Nel territorio provinciale bergamasco, tuttavia, la presenza keniota è abbastanza limitata, si contano infatti meno di 30 immigrati: 11 maschi e 18 femmine. Lo scarso apporto quantitativo della popolazione del Kenya rispetto ad altre comunità immigrate sia sul territorio provinciale sia in ambito regionale e nazionale, è con tutta probabilità responsabile dell'assenza (almeno, a nostra conoscenza) di ricerche ad essa dedicate.

¹⁰ Cfr. Berruto (2002: 110).

¹¹ Tutti i dati riportati sono stati ricavati dai bilanci demografici ISTAT relativi alla popolazione straniera residente in Italia, in Lombardia e in provincia di Bergamo al 31 dicembre 2009; si deve presupporre comunque una componente irregolare, che tuttavia, date le dimensioni complessive della comunità presa in esame, possiamo immaginare limitata a pochi individui. Cfr. www.istat.it.

I dati che ci apprestiamo a commentare sono tratti dalle interviste condotte con 15 membri della comunità keniota,¹² pari a circa i due terzi della comunità adulta residente sul territorio provinciale. Volendo tracciare un breve profilo sociolinguistico del campione selezionato, si può osservare che gli intervistati presentano un'età compresa tra 18 e 48 anni e dichiarano di possedere un grado di istruzione medio-alto. A differenza di altri immigrati provenienti dal territorio africano, le ragioni dell'emigrazione non sono da ricondursi alla necessità economica o alla ricerca di uno stile di vita più elevato, bensì a motivazioni di carattere familiare, quali ad esempio il matrimonio con un cittadino italiano, o il desiderio di passare qualche settimana di vacanza presso alcuni amici, che si tramuta in seguito nella decisione di fermarsi per un periodo più lungo. Nessun intervistato ha dichiarato di voler restare in Italia in modo stabile, ma coloro che hanno figli sono sembrati consapevoli che i loro ragazzi, nati o comunque cresciuti in Italia, difficilmente accetteranno di far ritorno nel paese di origine. Tale osservazione, unitamente alla letteratura sull'argomento che evidenzia delle forti differenze tra i dati della seconda e della prima generazione, ci ha convinto a considerare i soli membri di quest'ultima.¹³

Nella scelta dei soggetti da indagare si è cercato di includere, per quanto possibile, parlanti di lingue appartenenti alle diverse famiglie linguistiche presenti sul territorio keniota, rispettando in modo abbastanza fedele le proporzioni di distribuzione di tali lingue in Kenia.¹⁴

3. Presentazione e discussione dei dati raccolti

Occorre innanzitutto precisare che il ridotto numero di intervistati ci ha consentito di elaborare un'analisi a tratti anche assai particolareggiata dei dati

¹² L'elicitazione dei dati è avvenuta tramite un questionario redatto in lingua inglese, distribuito da chi scrive con l'aiuto di un'informatrice interna alla comunità oggetto di indagine.

¹³ Due dei genitori con bambini nati in Italia, ad esempio, hanno osservato che i figli si rifiutano di mangiare cibo keniota, a dimostrazione di un atteggiamento non certo positivo nei confronti del paese di provenienza dei genitori; sul tema si confronta inoltre Vietti (2005: 41) e Baker (1992: 61-63) sul rapporto tra atteggiamenti linguistici e adolescenza.

¹⁴ Si consideri che il 65% della popolazione keniota parla quale lingua materna una lingua appartenente al gruppo bantu, il 30% una lingua del gruppo nilo-sahariano, il 3% una lingua appartenente al gruppo afroasiatico. Cfr. Githiora (2008: 237) e §3 del presente lavoro.

raccolti, comprendente, ad esempio, un elenco delle lingue che l'intervistato dichiara di conoscere, seppure con gradi di competenza diversi.

Informanti	L1	Swahili	Inglese	Italiano	altra lingua
Paolo	Kikuyu	+	+	+	
Anna	Kikuyu	+	+	+	
Patrick	Kikuyu	+	+	+	
Suasan M	Masaai	+	+	+	
Celine	Luo	+	+	+	
Fahima	Somali	+	+	+	
Susan	Kamba	+	+	+	Kikuyu
Dorocas	Kamba	+	+	+	Kikuyu
Naomi	Kamba	+	+	+	Kikuyu
Rashid	Girama	+	+	+	Francese
Jacqueline	Teso	+	+	+	Francese
Denis	Kauma	+	+	+	Francese
Sarah	Meru	+	+	+	Francese
Hillary	Meru	+	+	+	Francese
Brother	Luo	+	+	+	Francese

Tabella 1: Lingue conosciute dagli intervistati.

Come illustrato nella tabella 1, tutti gli intervistati dichiarano di conoscere un vernacolo africano (che coincide con il sistema linguistico appreso in modo spontaneo sin dai primi anni di vita in ambito familiare),¹⁵ la lingua swahili (famiglia niger-congo, gruppo bantu), l'inglese e l'italiano, lingua della comunità ospite.¹⁶

¹⁵ Ethnologue registra la presenza di 69 lingue sul territorio keniota, cfr. www.ethnologue.com.

¹⁶ Come premesso nel paragrafo precedente, la maggioranza del campione dichiara di parlare come lingua materna una varietà appartenente al gruppo bantu (kamba, kikuyu, meru, girama, kauma) della famiglia niger-congo; al gruppo nilotico, famiglia nilo

Volendo rappresentare graficamente, sul modello di Mioni (1988), il repertorio linguistico di origine della comunità di immigrati qui presa in esame,¹⁷ per come può essere estrapolato dai dati da noi raccolti, si ottiene il seguente risultato:

A1: inglese
A2: swahili
B: vernacoli

Figura 1: repertorio linguistico della comunità keniota in provincia di Bergamo. Cfr. Mioni (1988).

L'inglese è lingua ufficiale del Kenya, *status* che condivide con lo swahili. Quest'ultimo ha assunto anche il ruolo di lingua nazionale nel periodo immediatamente successivo all'indipendenza dalla Gran Bretagna, avvenuta nel 1963, ma è solo grazie all'impegno di organizzazioni come *Chakita* e *Chakama*, che si propongono l'obiettivo di elevare lo swahili a lingua delle istituzioni e primo veicolo di istruzione,¹⁸ che tale codice è stato recentemente incluso nella nuova costituzione del Kenya (2010) dove si dichiara inequivocabilmente il suo *status* di lingua nazionale ed ufficiale della Repubblica.¹⁹ Sia inglese sia swahili possono dunque essere utilizzati in contesti alti e formali, presentano un elevato grado di elaborazione che ne consente l'impiego all'interno delle istituzioni e nei mezzi di comunicazione locali e godono di un prestigio elevato. Come nella maggior parte dei paesi africani, anche in Kenya è però l'inglese il sistema linguistico al quale si attribuisce in assoluto maggiore prestigio.²⁰ Per questo, in fig. 1, si è deciso di collocare lo swahili in posizione subordinata. La presenza ai vertici del paese

sahariana appartengono invece luo, teso, masai; infine, si attesta il somalo, appartenente al gruppo cuscitico della famiglia afro-asiatica. Cfr. www.ethnologue.com.

¹⁷ Nel seguente lavoro ci si concentrerà sulle sole lingue effettivamente in uso presenti nei repertori, il francese non sarà quindi considerato.

¹⁸ Oltre alle istituzioni come Chakita (abbreviazione di: Chama cha kiswahili cha taifa, National Council of Swahili) e Chakama (abbreviazione di: Chama cha Kiswahili cha Africa Mashariki, East African Swahili Council), si ricorda: Acalan (African Academy of Languages) che si occupa di sviluppare e promuovere le lingue africane in ogni dominio della comunicazione, cfr. www.acalan.org e Githiora (2008: 244-245), nonché il lavoro degli intellettuali kenioti, i quali stanno cercando di elevare lo swahili a dignità di lingua letteraria; tra questi si cita Ngugi wa Thiong'o, cfr. Mazrui (2004: 98).

¹⁹ Cfr. Githiora (2008: 243-245), www.standardmedia.co.ke, www.right-to-education.org.

²⁰ Cfr. Batibo (2005: 50).

di una classe dirigente con un'ottima padronanza della lingua coloniale, lingua tuttora favorita dal sistema dell'alta formazione, è all'origine dell'assenza di una reale volontà politica di diffondere nel mondo istituzionale l'uso dello swahili accanto all'inglese.²¹ Quest'ultimo è padroneggiato solamente dal 20% circa della popolazione, mentre lo swahili è conosciuto approssimativamente dal 65%²² degli abitanti del paese, anche in virtù del suo ruolo di lingua franca dell'Africa Orientale.²³ Se tale codice diventasse veicolo di insegnamento, molte più persone potrebbero accedere all'alta formazione e tentare di guadagnarsi un ruolo nel panorama politico e sociale del paese. Nonostante ciò, sono numerose le famiglie che prediligono un insegnamento monolingue,²⁴ che si avvalga della sola lingua inglese, percepita come possibile strumento di ascesa sociale e mezzo di avvicinamento alla cultura e al mondo occidentale, in grado dunque di consentire l'accesso a condizioni di maggiore benessere.²⁵ Una visione di questo tipo, unitamente al fatto che i vernacoli locali presentano un impiego limitato in prevalenza alla comunicazione orale e al dominio familiare, pone tali codici non solo in una posizione bassa del repertorio, ma anche in una condizione assai vulnerabile,²⁶ nonostante la costituzione keniota preveda di promuovere e proteggere tali codici (cfr. nota 19).

Il repertorio appena descritto si innesta su quello della comunità bergamasca, nel quale la lingua italiana è lingua nazionale dotata di prestigio, di un alto grado di elaborazione e dunque impiegata dalle istituzioni ma, sempre più spesso anche nella comunicazione informale.

²¹ Cfr. Adegbija (1994: 46).

²² Cfr. Githiora (2008: 244-245).

²³ Cfr. Adegbija (1994: 35), Simpson (2008: 10) e Kleifgen/Bond (2009: 69), sulla diffusione dello swahili in Africa, in particolare in Tanzania.

²⁴ Cfr. Simpson (2008: 7-8) e Adegbija (1994: 46).

²⁵ Cfr. Turchetta (1996: 23).

²⁶ Cfr. Githiora (2008: 243-244) il quale spiega l'organizzazione scolastica del Kenya a partire dal 1981, con la riforma definita (8:4:4) dove si certifica il ruolo dello swahili come materia obbligatoria a livello primario (primi 8 anni di scuola) e secondario (i successivi 4 anni); l'inglese rimane comunque il veicolo dell'istruzione, mentre i vernacoli locali assumono un ruolo marginale nel solo livello primario. In pratica si assiste però alla scomparsa di questi ultimi dall'istituzione scolastica tutta, a causa della pressione dell'inglese da un lato e dello swahili dall'altro. Inoltre, l'utilizzo dei codici locali viene evitato in campo istituzionale a causa della marca etnica a cui sono legati e della spendibilità circoscritta solo a porzioni di popolazione e non a tutta la cittadinanza. Cfr. Githiora (2008: 241).

Il locale dialetto bergamasco, al contrario, è limitato per lo più alla comunicazione orale e a domini informali, prevalentemente familiari.²⁷ Come conseguenza di tale contatto si osserverà una ridefinizione del repertorio della comunità immigrata, un processo che potremmo definire per certi versi fisiologico²⁸ e che verrà indagato di seguito.

3.1 Analisi dei domini

In questa sede, si procederà all'analisi della distribuzione funzionale delle lingue in alcuni domini d'uso: la famiglia, dominio fondamentale al fine di stabilire il grado di vitalità delle lingue immigrate,²⁹ la scuola, il lavoro, i media in Kenya e in Italia per poter comprendere quali siano i codici maggiormente elaborati e quali siano quelli dotati di *status* istituzionale, nonché di prestigio.

Per quanto riguarda il rapporto domini-codici linguistici in Kenya, i dati da noi raccolti suggeriscono la seguente distribuzione funzionale delle (varietà di) lingue attraverso i domini d'uso.

<i>Domini</i>	<i>Codici</i>
Lavoro	Swahili/Inglese
Scuola	Inglese
Media (tv, radio, libri)	Inglese
Famiglia	Vernacoli locali

Figura 2: distribuzione funzionale dei codici in Kenya.

La configurazione presentata in fig. 2 illustra quanto esposto finora: l'inglese è lingua dei media e dell'istituzione scolastica, mentre lo swahili si trova a competere con la lingua coloniale nel dominio del lavoro; ciò pare essere giustificato da un lato, dal ruolo di lingua franca che tale sistema linguistico assolve in Africa Orientale, dall'altro, dal fatto che non tutti i kenioti conoscono l'inglese, che si trova dunque ad essere utilizzato nel dominio del lavoro solo negli ambienti più formali ed istituzionali, da tutte quelle figure professionali in possesso di una qualifica accademica e/o un grado di istruzione medio-alto.³⁰

²⁷ Per approfondimenti sull'uso dei dialetti italo-romanzi e dell'italiano si rimanda a: Berruto (2005), Dal Negro/Vietti (2011), Sobrero/Miglietta (2006).

²⁸ Cfr. Berruto (2009: 9-28).

²⁹ Come dimostrano numerosi studi dedicati alle dinamiche di mantenimento e di abbandono di lingua, all'origine dei fenomeni di sostituzione e morte delle lingue in contesto minoritario, ma anche in contesto migratorio, si ravvisa in molti casi la volontà dei genitori di non trasmetterla ai figli. Cfr. Clyne (2003).

³⁰ Adegbija (1994: 34).

Il dominio della famiglia è invece caratterizzato dalla prevalenza dei vernacoli locali, che coincidono appunto con la lingua materna degli intervistati. Come si è avuto modo di dedurre dalle dichiarazioni degli informanti, infatti, le generazioni precedenti, soprattutto i nonni, possiedono una competenza dell'inglese assai limitata, conoscono poco lo swahili (nel caso in cui quest'ultimo non coincida con la loro lingua materna) e, nel rivolgersi ai figli, utilizzano esclusivamente il vernacolo.

In seguito all'arrivo in Italia, la distribuzione funzionale dei codici del repertorio assume le seguenti caratteristiche:

<i>Domini</i>	<i>Codici</i>
Media (tv, libri, radio)	Italiano
Lavoro	Italiano
Famiglia	Italiano/Vernacoli

Figura 3: distribuzione funzionale dei codici in Italia.³¹

Come si può osservare, l'italiano prende il posto di inglese e swahili in tutti i domini della comunicazione (sebbene sia probabile che gli intervistati continuino ad impiegare l'inglese per comunicare con altri immigrati di origine africana). Per quanto riguarda il dominio del lavoro, l'uso della lingua nazionale è legato per lo più al fatto che i membri della comunità ospite non considerano socialmente accettabile l'utilizzo di altri codici in tale dominio.

Per quanto concerne il dominio dei media, nonostante nel nostro paese la televisione pubblica e le reti private di maggior diffusione trasmettano solo in lingua italiana, l'offerta televisiva in lingua inglese sta iniziando a diffondersi, mentre Internet può garantire la lettura e l'ascolto di testi sia in swahili sia in inglese.³² Un caso particolare è inoltre rappresentato dalla radio, che tutto il campione dichiara di ascoltare in italiano, benché la maggior parte delle canzoni trasmesse siano in effetti in lingua inglese. Sorprende un po', dunque, che l'italiano sia la lingua prevalente (secondo le dichiarazioni degli intervistati) anche nel dominio dei media.

³¹ Il dominio della scuola non è rappresentato per via dell'età degli intervistati. Solo il soggetto più giovane frequenta la scuola pubblica italiana, che, come sappiamo, veicola l'insegnamento nella sola lingua nazionale.

³² Cfr. Djité (2008: 83-84). Si consulti, inoltre, il sito www.google.it/preferences per una panoramica aggiornata delle lingue (o varietà di lingue) utilizzate per creare le interfacce di *google* e le lingue (o varietà di lingue) disponibili per la ricerca *on line* o ancora www.bbc.co.uk/swahili/ sito della *bbc* che presenta un'interfaccia in swahili.

Infine, si osservi il dominio della famiglia, dove l'italiano è impiegato accanto ai vernacoli locali. Sembra infatti che nella comunicazione con la famiglia di origine, si continui ad impiegare la lingua materna (ovvero i vernacoli, i quali rappresentano una scelta per così dire "obbligata", nel caso di familiari rimasti in Kenya), mentre con la famiglia formatasi in Italia prevale l'uso dell'italiano, soprattutto all'interno di famiglie miste³³ e nel rivolgersi ai figli nati in Italia, in presenza dei quali la lingua nazionale del paese ospite è la scelta favorita, a prescindere dall'origine dei genitori. Il locale dialetto italo-romanzo, infine, non sembra essere un codice presente del repertorio della comunità immigrata.

3.2 Analisi della componente affettiva e cognitiva

Si osservino ora i seguenti grafici, relativi a due delle componenti degli atteggiamenti linguistici, che ricordiamo, sono definiti come posizioni concettuali circa un determinato oggetto (linguistico). In questo lavoro analizzeremo la componente *affettiva*, ovvero le valutazioni espresse da un individuo circa un determinato oggetto linguistico, e *cognitiva*, vale a dire l'insieme delle credenze sviluppate sulla base dell'esperienza da parte del campione. I dati raccolti ci permetteranno di comprendere quali codici del repertorio siano associati ai parametri etnici e culturali e quali invece siano correlati ad un valore essenzialmente strumentale, consentendoci così una più ampia riflessione sulla distribuzione funzionale di tali codici.

Il grafico seguente è riferito alle percezioni nutrite verso le lingue del repertorio di origine, il successivo illustrerà invece le percezioni rispetto ai codici del repertorio della comunità ospite.

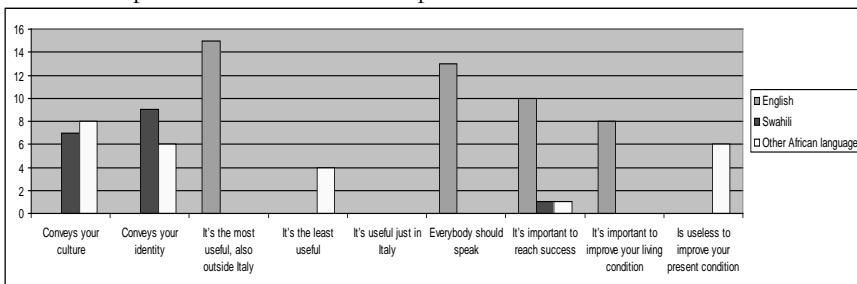


Figura 4: componente cognitiva ed affettiva verso i codici del repertorio di origine.

³³ Con il termine famiglia mista si intende una famiglia formata da coniugi/compagni italiano e keniota, ma anche da coniugi/compagni provenienti da etnie kenioti diverse.

Come si può notare, l'inglese è considerato da tutti gli intervistati la lingua maggiormente utile a livello internazionale, e per tredici soggetti la lingua che tutti dovrebbero conoscere. Dieci intervistati dichiarano che l'inglese è il codice più importante per raggiungere il successo e, in otto casi, per migliorare la propria condizione materiale: si consideri infatti che la conoscenza della lingua inglese è una delle competenze giudicate fondamentali per trovare un lavoro anche in Italia.

Degna di nota è anche la quasi parità di preferenze che lo swahili e i vernacoli locali hanno riscosso rispetto ai concetti di identità e cultura. L'identità degli intervistati sembra essere veicolata in modo più significativo dallo swahili, mentre la cultura dai vernacoli. Tali dichiarazioni sembrano almeno in parte contraddittorie e sono forse spiegabili presupponendo che i vernacoli locali siano percepiti come i mezzi più adatti a veicolare la cultura tradizionale. Si rifletta anche sull'esistenza di identità diverse da quella nazionale, come le rispettive identità etniche.³⁴ Il dato, se da un lato dimostra la debolezza del processo di nazionalizzazione in Kenya, inteso come omologazione culturale ed etnica della popolazione attraverso la diffusione dello swahili, suggerisce dall'altro la volontà di rispettare le diverse identità presenti sul territorio, che a loro volta non si oppongono con particolare tenacia all'elezione dello swahili sia come lingua nazionale sia ufficiale.

Di fronte alla domanda "Qual è la lingua ufficiale del tuo paese?" sette informanti hanno indicato l'inglese, cinque lo swahili e solo tre entrambe le lingue (come in effetti previsto dalla Costituzione del Kenya).

Per quanto riguarda i vernacoli, essi non sembrano originare atteggiamenti categorizzabili come negativi, in virtù del loro già citato legame con l'identità culturale del campione. Tuttavia, non godono di atteggiamenti totalmente positivi forse a causa del minore grado di standardizzazione ed elaborazione, nonché della spendibilità limitata al dominio della famiglia. Del resto, anche nel paese d'origine, i vernacoli tendono ad essere considerati le lingue meno utili per migliorare le proprie condizioni di vita, e tre informanti li indicano come i codici meno spendibili tra quelli conosciuti.

³⁴ Githiora (2008: 235).

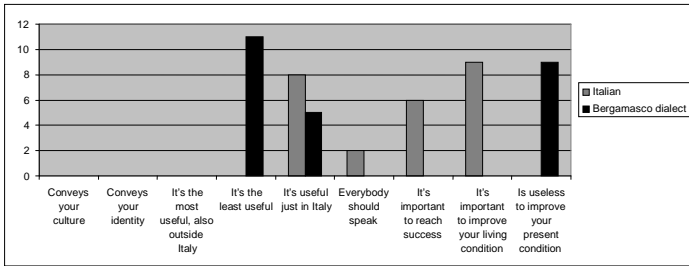


Figura 5: componente cognitiva ed affettiva verso i codici del repertorio della comunità ospite.

La conoscenza della lingua italiana è percepita utile per migliorare le proprie condizioni di vita in contesto migratorio e per raggiungere un certo grado di successo, ma nel contempo si sottolinea la spendibilità limitata al contesto nazionale italiano, essendo l'italiano giudicato "utile, ma solo in Italia" dalla maggioranza del campione. L'importanza strumentale di cui gode la lingua nazionale del paese ospite, unitamente al valore delle percezioni registrate, ci induce a ritenere che gli atteggiamenti verso tale codice siano positivi.

Al contrario, il dialetto bergamasco sembra originare atteggiamenti negativi. Il campione tende infatti a giudicarlo un codice inutile sia in termini generali sia in relazione al miglioramento delle proprie condizioni di vita. Solo un terzo degli informanti lo giudica utile, ma limitatamente al contesto italiano.

3.3 Analisi della percezione nei confronti della lingua italiana e del dialetto bergamasco

Per quanto concerne i sistemi linguistici parlati dalla comunità ospite, si è chiesto agli intervistati di associare a italiano e dialetto bergamasco i seguenti aggettivi: facile, difficile, musicale, non musicale, bello, brutto, utile, inutile.

Si osservino le seguenti tabelle, la prima riferita alla lingua italiana, la seconda al dialetto bergamasco:

<i>Informants</i>	<i>Easy</i>	<i>Difficult</i>	<i>Sweet</i>	<i>Harsb</i>	<i>Beautiful</i>	<i>Ugly</i>	<i>Useful</i>	<i>Useless</i>	<i>Other</i>
Susan		+		+	+		+		
Dorocas	+		+						
Naomi		+							
Susan		+			+		+		
Celin		+		+					
Paolo		+					+		

Marta Ghilardi

Rashid	+	+		+		+		
Jacquelin						+		+
Sarah								+
Fahima	+		+					+
Denis		+	+					+
Hillary		+			+			+
Brother		+	+					+
Anna		+	+					+
Patrick		+	+					+

Artistic

Tabella 2: percezione della lingua italiana.

Come si può osservare, la maggioranza del campione giudica l'italiano una lingua difficile, ma utile. La lingua nazionale del paese ospite è percepita positivamente da quasi tutto il campione indagato, dato che ci porta a concludere che goda di atteggiamenti altrettanto positivi presso tutta la comunità, probabilmente in virtù dell'importanza strumentale che le viene attribuita.

<i>Informants</i>	<i>Easy</i>	<i>Difficult</i>	<i>Sweet</i>	<i>Harsh</i>	<i>Beautiful</i>	<i>Ugly</i>	<i>Useful</i>	<i>Useless</i>	<i>Other</i>
Susan		+		+		+		+	
Dorocas		+		+		+		+	
Naomi		+		+					
Susan		+		+	+				
Celin		+				+		+	
Paolo		+					+		
Rashid		+	+				+		
Jacquelin		+				+		+	
Sarah		+		+					
Fahima									
Denis		+							
Hillary		+		+					
Brother				+					
Anna	+								
Patrick		+							

Tabella 3: percezione del dialetto bergamasco.

Anche i dati relativi al dialetto bergamasco sono piuttosto omogenei: il campione sembra concordare nel giudicarlo difficile e dal suono fastidioso, brutto. Solo due degli intervistati lo giudicano utile.³⁵ Questi dati sembrano

³⁵ Fahima non ha espresso un giudizio poiché ha dichiarato di non aver mai sentito il bergamasco. Al momento dell'intervista infatti, era in Italia da circa un mese e frequentava solo l'ambiente universitario, uno dei contesti dove il dialetto è forse più stigmatizzato e, dunque, non utilizzato.

confermare l'interrelazione tra la mancanza di competenza in un certo codice e lo sviluppo di atteggiamenti tendenzialmente negativi.³⁶

4. Conclusioni

Nel presente lavoro si è analizzato il repertorio linguistico della comunità di immigrati kenioti in provincia di Bergamo, esplorandone l'articolazione interna, la distribuzione funzionale dei codici attraverso i domini d'uso, gli atteggiamenti e le percezioni dei singoli intervistati nei riguardi dei sistemi linguistici in esso compresenti, cercando di gettare luce sulla ridefinizione di tale repertorio in contesto migratorio. Si osservi di seguito, sempre sul modello di Mioni (1988), la nuova struttura assunta dal repertorio comunitario in seguito al contatto con il repertorio italiano:

A: Italiano/Inglese
M: Swahili
B: Vernacoli

Figura 6: repertorio linguistico della comunità keniota in provincia di Bergamo.

Il nuovo repertorio mostra una maggiore articolazione interna rispetto al repertorio di origine. Si assiste infatti all'ampliamento da due a tre livelli: alto, medio e basso. Tale complessità è probabilmente dovuta alla particolare posizione dello swahili in Kenya: in bilico tra varietà alta e media, ma sempre subordinata all'inglese a causa, innanzitutto, della politica linguistica promossa dall'amministrazione coloniale britannica e tutt'oggi in parte perseguita dall'odierna Repubblica del Kenya.³⁷ Tale politica ha sempre favorito una classe dirigente anglofona, contribuendo alla diffusione di una percezione estremamente positiva nei confronti della lingua inglese. Un simile sentimento si riflette sugli atteggiamenti nutriti verso i codici di origine africana compresenti nel repertorio, i quali intrattengono una relazione di subordinazione con l'inglese. Il livello alto del repertorio è dunque occupato dalle due lingue europee, inglese e italiano. Tuttavia l'inglese pare godere di atteggiamenti maggiormente positivi: abbiamo infatti potuto osservare che la posizione della lingua italiana è dovuta all'altissimo valore strumentale di cui

³⁶ Cfr. Baker (1992: 44).

³⁷ Cfr. Mioni (2000: 132-137) per la relazione tra la ridefinizione delle comunità umane e i rispettivi repertori linguistici, equilibri tra le componenti dell'identità personale e, infine, degli atteggiamenti.

gode, ma limitatamente al contesto italiano. L'inglese è invece percepito come lingua di comunicazione internazionale, spendibile in contesti ben più ampi, descritto come risorsa alla quale tutti dovrebbero avere accesso in quanto fondamentale per raggiungere il successo e il benessere.

Lo swahili, come abbiamo detto, occupa la posizione intermedia del repertorio comunitario, posizione legittimata dagli atteggiamenti positivi di cui gode in patria, dal legame intrattenuto con la cultura e l'identità della nazione kenota e dalla sua posizione di codice privilegiato per la comunicazione endocomunitaria. In alcuni casi inoltre, è persino considerato l'unica lingua ufficiale del Kenya. Nonostante tali percezioni, non godendo di un elevato valore strumentale nel paese ospite, tende ad avere minore prestigio rispetto ad inglese ed italiano.

Per quanto concerne i vernacoli locali, i dati da noi raccolti sembrano suggerire che in contesto migratorio tendano ad essere utilizzati soltanto nei rari casi in cui si interagisce con un immigrato appartenente al proprio gruppo etnico, nonché per comunicare con i familiari che ancora vivono in Kenya. Gli atteggiamenti nei riguardi di tali codici non sono del tutto negativi, grazie al legame con l'identità e la cultura tradizionale. Tuttavia, a causa del basso grado di elaborazione e del limitato prestigio ad essi attribuito, si è deciso di collocarli al livello basso del repertorio. Sebbene i genitori presenti nel campione dichiarino di desiderare che i figli apprendano tali codici per poter comunicare con i parenti rimasti in Kenya, non si riscontra alcuna concreta volontà di trasmissione intergenerazionale.

Il dialetto bergamasco, come si è detto, gode di atteggiamenti tendenzialmente negativi; non è contemplato nel nuovo repertorio, poiché risulta difficile stabilire se gli immigrati ne abbiano una qualche competenza e se dunque faccia parte delle risorse linguistiche della comunità. Si ricordi tuttavia che le interviste hanno coinvolto solo immigrati di prima generazione, per i quali è più difficile sviluppare sentimenti di appartenenza verso la comunità ospite e, dunque, riconoscersi nei codici da essa utilizzati. È infatti verosimile che la seconda generazione sviluppi atteggiamenti meno strumentali nei riguardi dell'italiano e che il locale dialetto bergamasco inizi ad essere considerato una risorsa attraverso la quale integrarsi nella comunità ospite, e nel contempo, distinguersi rispetto alla generazione precedente.

Bibliografia

- Adegbija, Efurosibina, 1994. *Language attitudes in Sub Saharan Africa*. Clevedon, Philadelphia, Adelaide: Multilingual Matters.
- Baker, Colin, 1992. *Attitudes and Language*. Clevedon, Buffalo, Toronto: Multilingual Matters.
- Batibo, Herman M., 2005. *Decline and Death in Africa*. Clevedon, Buffalo, Toronto: Multilingual Matters.
- Berruto, Gaetano, 2002. *Fondamenti di sociolinguistica*. Roma-Bari: Editori Laterza.
- Berruto, Gaetano, 2005. "Dialect/standard convergence, mixing, and models of language contact: the case of Italy". In: Auer, Peter/Hinskens, Frans/Kerswill, Paul (eds.), 2005, *Dialect Change. The Convergence and Divergence of Dialects in Contemporary Societies*. Cambridge: Cambridge University Press, 81-95.
- Berruto, Gaetano, 2009. "Ristrutturazione dei repertori e 'lingue franche' in situazione immigratoria. Appunti di lavoro", in: *Studi italiani di linguistica teorica e applicata*, 38, 9-28.
- Clyne, Michael, 2003. *Dynamics of Language Contact*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Dal Negro, Silvia/Guerini, Federica, 2007. *Contatto*. Roma: Aracne.
- Dal Negro, Silvia/Vietti, Alessandro, 2011. "Italian and Italo-Romance dialects", in: *International Journal of the Sociology of Language*, 210, 71-92.
- Djité, G. Paulin, 2008. *The sociolinguistics of development in Africa*. Clevedon, Buffalo, Toronto: Multilingual Matters.
- Garrett, Peter/Coupland, Nikolas/Williams, Angie, 2003. *Investigating Language Attitudes: social meanings of dialect, ethnicity and performance*. Cardiff: University of Wales Press.
- Githiora, Chege, 2008. "Kenya: Language and the Search for a Coherent National Identity", in: Simpson Andrews, 235-251.
- Guerini Federica, 2008. "Atteggiamenti e consapevolezza linguistica in contesto migratorio: qualche osservazione sugli immigrati ghanesi a Bergamo", in: *Lingua, cultura e cittadinanza in contesto migratorio*, Atti dell'ottavo congresso dell'Associazione Italiana di Linguistica Applicata, Perugia: Guerra Edizioni, 133-161.
- Kleifgen, Jo Anne/Bond, George C., 2009. *The languages of Africa and the Diaspora*. Bristol, Buffalo, Toronto: Multilingual Matters.

- Labov, William, 1973. "Lo studio del linguaggio nel suo contesto sociale", in: Giglioli, P.P. (a cura di), 1973, *Linguaggio e società*. Bologna: Il Mulino, 331-355.
- Lasagabaster, David/Huguet, Angel, 2007. *Multilingualism in European Bilingual Contexts: language use and attitudes*. Clevedon, Buffalo, Toronto: Multilingual Matters.
- Mazrui, Alamin M., 2004. *English in Africa After the Cold War*. Clevedon, Buffalo, Toronto, Sidney: Multilingual Matters.
- Mioni, Alberto, 1988. "Standardisation processes and linguistic repertoires in Africa and Europe: some comparative remarks", in Auer, Peter/Di Luzio, Aldo (a cura di), 1988, *Variation and Convergence. Studies in Social Dialectology*. Berlin: De Gruyter, 294-320.
- Mioni, Alberto, 2000. "Le macrocause dei mutamenti linguistici e i loro effetti", in: Cipriano, Palmira / D'Avino, Rita / Di Giovine, Paolo (a cura di), *Linguistica Storica e Sociolinguistica*, Atti del convegno della Società Italiana di Glottologia, Roma: Il Calamo, 123-162.
- Scaglione, Stefania, 2000. *Attrition: mutamenti sociolinguistici nel lucchese di San Francisco*. Milano: FrancoAngeli.
- Simpson, Andrew, 2008. *Language & National Identity in Africa*. Oxford: Oxford University Press.
- Sobrero, Alberto/Miglietta, Annarita, 2006. *Introduzione alla linguistica italiana*. Roma-Bari: Laterza.
- Turchetta, Barbara, 1996. *Lingua e diversità, multilinguismo e identità in Africa Occidentale*. Milano: Angeli.
- Valentini, Ada, 2009. "La vitalità delle lingue immigrate: un'indagine a campione tra minori stranieri a Bergamo", in: *Studi italiani di linguistica teorica e applicata*, 38, 89-106.
- Vedovelli, Massimo, 1999. *Indagini sociolinguistiche nella scuola italiana e nella società in evoluzione*. Milano: Angeli.
- Vietti, Alessandro, 2005. *Come gli immigrati cambiano l'italiano: l'italiano di peruviane come varietà etnica*. Milano: Angeli.

Sitografia

- www.acalan.org, sito istituzionale dell'*African Academy of Language*, consultato nel mese di dicembre 2010.
- www.bbc.co.uk/swahili/, sito giornalistico che presenta un'interfaccia in lingua swahili, consultato nel mese di dicembre 2010.
- www.ethnologue.com, sito di linguistica, consultato nel mese di marzo 2011.

www.google.it/preferences, sito del motore di ricerca di *google* nel quale è possibile selezionare la lingua sia per l'interfaccia sia per la ricerca *on line*. Consultato nel mese di dicembre 2010.

www.istat.it, sito istituzionale di statistica, consultato nel mese di dicembre 2010.

www.right-to-education.org, sito non governativo sul diritto all'istruzione in diversi stadi del mondo, tra cui il Kenya, consultato nel mese di marzo 2011.

www.standardmedia.co.ke, sito giornalistico di Nairobi, consultato nel mese di marzo 2011.

Gràcies pel premi Ramon Llull¹

Georg KREMnitz, Wien

Benvolgudes senyores, benvolguts senyors,

M'heu premiat amb el Premi Internacional Ramon Llull i us dono les meves gràcies, les més sinceres. No sé si el mereixo: he fet només això que em semblava la meva obligació professional en una llarga trajectòria universitària. D'altra banda, sé que tinc un deute intel·lectual i cívic amb la cultura i amb la llengua catalanes, amb el poble català simplement, des dels 35 anys que l'observo amb atenció. És veritat, vaig començar abans, el 1967, a interessar-m'hi, a Montpeller, aleshores de la mà de Robert Lafont. Però la relació intensa es va establir a la prima i a l'estiu de 1977 quan no hi havia encara res decidit i tot semblava possible, per un breu moment almenys. Allà, vaig veure els comportaments cívics i vaig comprendre la importància d'una recerca compromesa, al servei d'un grup oprimat. Finalment, la sociolingüística catalana va ésser, per a mi, una escola i una incitació constant. El contacte amb els i les col·legues catalans, que aviat es convertiren en amics, em va ser un estímul continu, i els viatges als Països Catalans moltes vegades em feien el mateix efecte que quan el gegant Anteu tocava terra: m'omplien de energia i de forces noves.

Però, clar, l'entusiasme del 1977 es va calmar durant el procés de la *transició* que va ser un compromís, on tothom renunciava a la realització de les seves esperances. Veia la llum l'Estat de les Autonomies, amb un Estatut de 1979. I seguia el desencant del quotidià: quan va caler arreglar els detalls, l'Estat Espanyol no va fer prova d'aquesta generositat que del costat del més fort és sempre imprescindible quan es tracta d'organitzar la convivència entre una majoria i una minoria estructural. Aquesta manca, la vaig veure quan tornava a Catalunya durant els anys 90. Es clar, la transició no va ser una ruptura, i per això moltes coses depenien de la bona voluntat dels actors. Aquesta impressió d'un malestar permanent, alguna vegada lligat a la por d'un nacionalisme espanyol que considerava els "altres" no com un enriquiment de la societat espanyola, sinó com obstacles al floriment d'una Espanya que ja en

¹ Dankesrede, gehalten am 18. Dezember 2012 in Ordino (Andorra), anlässlich der Verleihung des XXII Premi Internacional Ramon Llull.

el passat no havia acceptat la diferència, aquesta por, dic, es sentia clarament, almenys jo la sentia molt forta, encara que no s'expressi de manera oberta.

És en aquells moments que vaig pensar o més aviat témer que en una fase crítica això podria comprometre el compromís de 1977. Un element clau en l'agudització del conflicte va ser, als meus ulls, el veredict del Tribunal Constitucional Espanyol sobre l'Estatut d'Autonomia de 2006 que tendenciosament anul·lava l'entesa tàcita sobre l'autonomia cultural que feia part del compromís.

Ara, després del refús del govern espanyol d'enguany de discutir una redistribució de les càrregues, les eleccions del 25 de novembre deixen una imatge complexa i contradictòria de Catalunya. Us faig part ara de les meves impressions, i us demano de comprendre que el que segueix només com impressions d'un amic sincer de fora. No sóc jo qui ha de donar-vos qualsevol consell. El qui pensava guanyar les eleccions amb l'eslògan d'autodeterminació o independència es troba en una posició més difícil que abans. És per això que una part de la premsa internacional conclou que l'aspiració a l'independència ha fracassat. En realitat, els partits que ara defensen el lema de l'autodeterminació obtenen gairebé dos terços dels escons al Parlament, mentre que els partits unionistes es queden amb una mica més d'un terç (i tots no són unionistes al mateix grau, això se sap). L'augment de la participació a les eleccions va clarament en direcció dels soberanistes.

Però, hi ha unes reflexions suplementàries : aquesta vegada es tractava d'elegir el Parlament de Catalunya, la qüestió no era la independència. És prou conegut que, per exemple al Quèbec, els dos plebiscits eren negatius en el moment on la qüestió era clarament aquesta, la independència. D'altra banda, hi ha diferències importants entre els grups independentistes. Podran avançar junts? El que queda clar és que la independència en si, sense altres mesures, no solucionarà cap dels problemes; el que sí és possible és que aquesta pot crear millors condicions per a solucionar-los.

Personalment veig en el resultat d'aquestes eleccions una manifestació del "seny" dels catalans: mostren a l'Estat Espanyol, per dir-ho en llenguatge de futbol, la targeta groga. Si l'Estat Espanyol no accepta molt ràpidament a entrar en discussions sobre reformes importants, en direcció cap a un estat realment federal, es pot pensar que el procés de la independendització de Catalunya (i d'Euskadi) continuarà intensificant-se, la crisi, de social, tornarà a ser decididament política i aviat serà una crisi europea (una de més). Cal demanar-se, si el govern espanyol veu l'avís fatídic que pesa sobre el seu cap. No ho sé. Naturalment, el govern espanyol podria també dir que un divorci

consensual és preferible a una crisi de llarga durada, però ell no sembla ver la situació d'aquesta manera.

És clar que actualment, quasi totes les instàncies europees donen suport a l'Estat Espanyol, dient que si hi ha una separació caldrà refer el procés de candidatura. Però, si una crisi llarga s'anuncia, no és evident que mantindran aquesta posició per sempre. El període de la guerra freda està definitivament acabat. El dret a l'autodeterminació continua essent un dels drets elementals – encara que en realitat hi ha molts casos on no s'aplica realment². Del costat català caldria admetre que molt probablement la independència de Catalunya equivaldria a una renúncia al concepte dels Països Catalans; això seria, almenys per un futur previsible, la alternativa més versemblant.

La situació és complicada i – en part – perillosa. Espero que no hi hagi solucions massa cares – cares materialment i cares humanament. Confio en el seny dels catalans i espero de la intel·ligència dels altres. Sóc molt conscient que el fet de donar-me el premi Ramon Llull en una situació tan difícil m'obliga encara més a fer costat als meus amics catalans amb tota la meva simpatia i també amb tota la meva lucidesa – temptaré de fer-ho. Gràcies.

Oberwaltersdorf, 15 de desembre de 2012

² Cf. Sobre el tema el llibre recent (i important) de Jörg Fisch, *Das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Die Domestizierung einer Illusion*. München: Beck, 2010.

Autorinnen und Autoren in diesem Heft

Ulrich Ammon

Universität Duisburg-Essen
Campus Duisburg
Geisteswissenschaften
Germanistik/Linguistik
Lotharstraße 65
D-47057 Duisburg
ulrich.ammon@uni-due.de

Marta Ghilardi

Marschnerstraße 47
D-12203 Berlin
marta.ghilardi@yahoo.it

Hans Goebel

Universität Salzburg
Institut für Romanistik
Erzabt-Klotz-Straße 1
A-5020 Salzburg
hans.goebel@sbg.ac.at

Bertha M. Gutiérrez Rodilla

Universidad de Salamanca
Departamento de Filosofía y
Lógica
F^a de la Ciencia
Campus Miguel de Unamuno
E-37007 Salamanca
bertha@usal.es

Sandra Kusmierczyk

Universität Wien
Institut für Europarecht,
Internationales Recht und
Rechtsvergleichung
Schottenbastei 10-16
A-1010 Wien
sandra.kusmierczyk@univie.ac.at

Friedl Weiss

Universität Wien
Institut für Europarecht,
Internationales Recht und
Rechtsvergleichung
Schottenbastei 10-16
A-1010 Wien
friedl.weiss@univie.ac.at

Peter Cichon

peter.cichon@univie.ac.at

Georg Kremnitz

georg.kremnitz@univie.ac.at

Robert Tanzmeister

robert.tanzmeister@univie.ac.at

alle:

Institut für Romanistik
Universität Wien
Spitalgasse 2, Hof 8
A-1090 Wien

QVR

Quo vadis,
Romania?

Romanistik-Verein

<http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

Restexemplare!

Themen:

- Nr. 6**, Jg. 1995: Landeswissenschaften in der Romanistik: Praxis- Probleme-
Perspektiven
- Nr. 14**, Jg. 1999: luso-brasilianidade, italianità, francité, romanitate: Konzepte
kollektiver Identität in Diskussion
- Nr. 15/16**, Jg. 2000: Erinnern und Vergessen – nationale Gedächtnisorte in der
Romania
- Nr. 17**, Jg. 2001: Exil in/aus der Romania – Beispiele aus dem 20. Jahrhundert
- Nr. 18/19**, Jg. 2001/02: Deutschsprachige Rumänistik heute: Gesellschaft –
Sprachen – Literaturen
- Nr. 20**, Jg. 2002: Sprache im Raum
- Nr. 22**, Jg. 2003: 20. Wochenendseminar in Payerbach
- Nr. 23**, Jg. 2004: Sprachen im Recht?
- Nr. 24**, Jg. 2004: Die Sprachen der Avantgarde
- Nr. 25**, Jg. 2005: Politische Semantik in der Romania – Das Besetzen von Be-
griffen und Räumen
- Nr. 26**, Jg. 2005: Kriminalromane – Von der Trivalliteratur zur konsekrierten
Literatur
- Nr. 27**, Jg. 2006: Zwischen Postkolonialismus und Selbstbestimmung: Mehr-
sprachigkeit und Sprachenpolitik im heutigen Afrika
- Nr. 28**, Jg. 2006: Grenzenlose Wissenschaft – Arbeiten zwischen Philologie und
Soziologie
- Nr. 29**, Jg. 2007: Neue Herausforderungen für die Romanistik. Bilanz der
ECTS-Folgetagung in Aachen
- Nr. 31**, Jg. 2008: Neue Minderheiten in der Romania
- Nr. 32**, Jg. 2008: Fernsehkultur(en) und ihre Ausdrucksformen in der Romania
- Nr. 33**, Jg. 2009: Zentren und Peripherien
- Nr. 34**, Jg. 2009: Filmsprachen in der Romania
- Nr. 35**, Jg. 2010: Momentaufnahmen zur Landeswissenschaft
- Nr. 36**, Jg. 2010: Die Romania in Asien
- Nr. 37**, Jg. 2011: Normativierung dominierter Sprachen
- Nr. 38**, Jg. 2011: Verfällt die öffentliche Kommunikation? Les langues des bois
- Nr. 39**, Jg. 2012: Sprachenpolitik in der Romania heute